

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 22.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B.**.....

(Fortsetzung.)

Die umfangreiche redaktionelle Thätigkeit, welche der Chefredakteur Schweder in den letzten Wochen entwickelt, hatte seine Arbeitskraft keineswegs ausschließlich in Anspruch genommen. Im Gegentheil! Am intensivsten hatte er nach einer andern, freilich weniger offen zutage tretenden Richtung hin gewirkt. Fast allabendlich war er mit dem Oberbaurath Schneemann zusammengekommen, für dessen unausrottbare Kneiplust er der beste Zechkumpan war. So sehr es aber dem Oberbaurath hauptsächlich um lustige Zechbrüderschaft zu thun war, so sehr handelte es sich für Herrn Schweder fast ausschließlich um wichtigere Dinge. Es galt, dem Oberbaurath eine bestimmte Meinung einzutrichtern, so langsam, so allmählich, daß er selbst nicht merkte, wie er dazu kam, und daß sie mit seinem dicken Schädel felsensfest verwüchse. Und Schweder sollte seine Abend- und Nachtstunden nicht umsonst dem verehrungswürdigen Freunde geopfert haben. Schon am Ende der ersten Woche vertraute Schneemann seinem Freunde an, daß der Weiterbau der Bahnlinie von P. nach Oberbergstadt bald in Angriff genommen werden müsse. Acht Tage darauf war er der Ueberzeugung geworden, daß dieser Bau ganz unverzüglich, womöglich noch im Herbst desselben Jahres, zu beginnen habe. Und nachdem wieder einige Tage verflossen und der Verwaltungsrath der Bahn seine regelmäßige Monatsitzung hielt, hatte der Vorsitzende desselben, der Herr Justizrath Dr. Wichtel das Vergnügen, ein Exposé des ersten technischen Direktors, der eben niemand anders war, als der Herr Oberbaurath Schneemann, vorzulegen, worin dieser den zwingenden Beweis, wie der Herr Justizrath versicherte, der sich als Jurist auf zwingende Beweise verstand, lieferte, daß die Eisenbahngesellschaft durch eine ganze Armee von Gründen sich genöthigt fühlen müsse, auf der Stelle den von Sachverständigen schon lange geplanten Ausbau der Linie nach Oberbergstadt mit allen Kräften zu betreiben.

Es hatte einen harten Kampf gekostet im Verwaltungsrathe, ehe derselbe in der statutarisch nothwendigen Zweidrittelmajorität sich für die Annahme der Schneemann'schen Vorschläge, welche der Justizrath Wichtel eiligst zum Antrage erhoben hatte, zu erwärmen vermochte. Aber die Beredsamkeit des Antragstellers, der, um ungenirt seine Meinung äußern zu können, für diese Sitzung die Leitung der Verhandlungen an den zweiten Vorsitzenden abgegeben hatte, gestützt auf die ellenlangen Kostenzusammenstellungen und Wahrscheinlichkeitsberechnungen des Erfolgs, trug schließlich den Sieg davon, zumal Alster endlich auch sein gewichtiges Wort in die Waagschale warf und in durchschlagender Rede entwickelte,

daß es sich ja eigentlich nur darum handle, die Linie nach Oberbergstadt durch Anschluß an die Bahnen des Nachbarlandes ertragsfähig zu machen und der Kohlen- und Getreideproduktion dieses Landes die bequemste Verbindung mit ergiebigen Absatzgebieten zu eröffnen. Er selbst sei von vornherein für den Bau der Seitenlinie bis Oberbergstadt nicht gewesen, führte Alster aus, da er gewußt und auch darauf hingewiesen habe, daß sich an diesen Bau weitere Bahnanlagen nothwendig würden anschließen müssen. Der betreffende Beschluß sei aber im Bewußtsein der damals für den Eisenbahnbau ungewöhnlich günstigen Konjunkturen gefaßt worden, und nun frage es sich nur, ob man sich für lange Zeit mit dem gewaltigen Defizit, welches die Linie Oberbergstadt mache, zufrieden zu geben Lust habe, oder ob man, nachdem man einmal A gesagt, auch B zu sagen den Muth habe, und die unerläßlichen Bedingungen für die Rentabilität der Bahn schaffen wolle.

Die Zweidrittelmajorität des Verwaltungsraths sagte denn auch, wie gewünscht, B und acceptirte, als das Eis der ängstlichen Zurückhaltung einmal gebrochen war, leichten Herzens das ganze Alphabet der Schneemann-wichtel'schen Forderungen.

Die Borarbeiten, welche schon vor Jahr und Tag einmal aufgenommen waren, dann aber bei der ungünstigen Aenderung der Zeitverhältnisse unvollendet liegen geblieben waren, sollten sofort von neuem aufgenommen werden. Es wurde eine Präliminarkommission niedergesetzt, bestehend aus dem Justizrath Wichtel, als Vorsitzenden des Verwaltungsraths, dem Oberbaurath Schneemann, als erstem technischen Direktor, und dem Oberamtmann Licht, der weder Mitglied der Direktion noch des Verwaltungsraths, sondern einfacher Aktionär war und als Sachverständiger für Güterkäufe galt. Diese Kommission sollte unverzüglich sich überzeugen, welche Ankäufe an Grund und Boden zur Ausführung des beschlossenen Baues nöthig sein würden, und die Unterhandlungen mit den gegenwärtigen Besitzern der zu erwerbenden Länderstrecken einleiten. Sobald es die Witterung im nächsten Frühjahr nur irgend erlauben würde, sei dann, so wurde weiter beschlossen, der Bau selbst, und zwar an einer ganzen Reihe von Plätzen zugleich, aufzunehmen, damit zum Beginn des zweitfolgenden Sommers die Eröffnung der neuen Linie in deren ganzer Ausdehnung stattfinden könne.

Als die „alten Freunde“ Wichtel und Alster mit einander den Sitzungsaal verließen, strahlte der erstere förmlich vor Vergnügen und drückte beim Abschied vor der Thür des Direktionsgebäudes

dem andern warm die Hand. Dieser erwiderte den Druck fast unmerklich; er schien in viel weniger gehobener Stimmung als der Justizrath. Nachdenklich schaute er vor sich hin, und wer ihn heut gesehen hätte auf dem Wege nach seiner Villa, wohin er, wie in neuerer Zeit immer, in geschlossener Equipage und in die Ecke des Fonds zurückgelehnt, sich begab, als läge ihm daran, sich den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen, der hätte sich sicherlich nicht genug wundern können über das tiefenste Gesicht und die schweren Seufzer, welche von Zeit zu Zeit über die Lippen des so reichen und angesehenen Mannes kamen.

Der „Tageskorrespondent“, welcher, ehe der bedeutsame Entschluß von dem Eisenbahn-Verwaltungsrathe gefaßt worden, mehrere zum Eisenbahnbau im allgemeinen aufmunternde, oder beinahe anstachelnde Artikel gebracht hatte, veröffentlichte tags darauf an hervorragendem Platze und in gesperrter Schrift die Nachricht, daß die Eisenbahngesellschaft, in richtiger Erkenntniß des allgemeinen Bedürfnisses, die Vollendung ihrer Gebirgsbahn beschloffen habe, und knüpfte daran in fulminanter Sprache volkswirtschaftliche Betrachtungen über die materiellen Verhältnisse der von der projektirten Bahnlinie zu berührenden Gegenden, denen dieselbe gewissermaßen erst die Möglichkeit dauernden Wohlstandes gewähren, sie der höheren Kultur erst öffnen würde.

Die Präliminarkommission begann sofort ihre Thätigkeit. Die Herren Wachtel, Schneemann und Licht begaben sich ins Gebirge und blieben daselbst vier Wochen — vier Wochen angestrengtester Thätigkeit, wie der Oberbaurath nachträglich versicherte, so oft man das nur anhören wollte, einer Thätigkeit, die außer im Konferiren und Kneipen mit Gutsbesitzern und höheren Beamten auch im Bergsteigen bestand, was dem Oberbaurath, der von seinen 2½ Centnern Körpergewicht noch nicht ein Quentchen eingebüßt hatte, erklärlicherweise ein Greuel war. Das Uebrige besorgten die mitgenommenen Techniker und Planzeichner, die, weil sie die „leichtere“ Arbeit hatten — das führte keinen Untergehenden der dicke Eisenbahnchef oft genug zu Gemüthe — recht gern mit sechs bis zehn Mark Diäten nebst Erstattung der Reisekosten vorlieb nahmen, während die Mitglieder der Präliminarkommission es unter fünfzig Mark täglich beim besten Willen nicht thun konnten.

Raum war die Präliminarkommission zurückgekehrt, so wurde ein Theil der von ihr vorgeschlagenen Käufe abgeschlossen — aber nur ein Theil. Es hatte sich nämlich in ihrer Abwesenheit die bei dem Beschlusse über den Weiterbau unterlegene Minorität des Verwaltungsrathes sehr thätig gezeigt und vor allem nachzuweisen sich bemüht, daß man vorläufig weiter nichts zu thun, als den Anschluß an die nächste große Bahn des Nachbarlandes herzustellen habe. Das machte zwar dem Justizrath und seinen Interessengenen einen Strich durch die Rechnung, aber es war und blieb doch bei dem vielerprechenden Anfang, von dem aus man dann den ganzen langen Winter über weitergehende Zugeständnisse des Gesamtverwaltungsrathes erschleichen und ertrogen konnte.

Der früh hereinbrechende Winter schob die Vorarbeiten auf ziemlich lange Zeit hinaus. Und er brachte grade über die Gebirgsgegenden, welche die Bahn durchschneiden sollte und zum Theil jetzt schon durchschnitten, bittere Noth. Es war ein armes Volk, das dort oben hauste — Kleinbauern, ländliche Tagelöhner, Weber bildeten weitans den Hauptbestandtheil der Bevölkerung. Zwischen drin oder vielmehr hoch über ihr thronten im überschwänglichen Behagen ihrer Magnatenexistenz einige wenige hochadelige Familien auf ihren Majoratsitzen, die sie seit Jahrhunderten innehatten und um welche sich der Löwenantheil des Grundbesitzes zu kolossalen Güterkomplexen zusammengeschlossen hatte.

Die Ernte des letzten Sommers war eine kaum mittelmäßige gewesen und hatte ausländisches Getreide massenhaft auf die inländischen Märkte gezogen. Der „Tageskorrespondent“ hatte das Einrücken der tauende und abertausende von böhmischen, ungarischen und russischen Kornsäcken mit einer Jubelfanfane begrüßt. Der Segen des Freihandels zeige sich wieder einmal in seiner vollen Glorie: wie hätten die Getreidepreise steigen müssen, wenn nicht die Fée gekommen wäre, die da heißt: freie internationale Konkurrenz, und ihre schwere Hand dem Uebermuth der inländischen Spekulanten und Getreideproduzenten aufs Haupt gelegt hätte. Aber die Spekulanten und die Getreideproduzenten kamen auch im schlimmsten Fall mit blauem Auge davon, den Kleinbauern jedoch stiegen die Wasser der Noth bis an die Lippen — die Kornwucherer nahmen ihnen ihr bißchen Weizen und Gerste nur zu

einem Spottpreise ab, sodaß viele nicht einmal die Hypothekenzinsen bezahlen konnten, welche auf ihrem Hab und Gut lasteten, und dem sofortigen Ruin anheimfielen, während die andern gezwungen wurden, die Ausgaben des kommenden Winters auf das äußerste einzuschränken, um bis zu dem neuen, lohnendere Arbeit verheißenden Frühjahr sich hinüberzubarden.

Von der Noth der Kleinbauern im Gebirge nahm der „Tageskorrespondent“ keine Notiz und beinahe kein Mensch in den größeren Städten kümmerte sich darum. Der Bauer jammert auch nicht, daß man es weithin gewahrt wird, wenn es ihm schlecht geht, sondern er beißt die Zähne zusammen und trägt sein Päckchen Sorge im stillen mit sich herum.

Als aber der Schnee in die Thäler herniederwehte, daß tagelang aller Verkehr von Dorf zu Dorf, an vielen Stellen sogar von Haus zu Haus unterbrochen war; als die Kälte bis zu zwanzig und mehr Grad stieg und die Weber, welche gar keine Arbeit mehr bekamen und dreimal soviel Heizmaterial hätten brauchen können, als in einem gewöhnlichen Winter, mit Latten, Dielenbrettern und jedem Stückchen Holz, das sie aus dem Schnee herausgraben konnten, in ihren Hütten die Wärme zu erhalten versuchten, welche sie brauchten, um nicht elendiglich zu erfrieren; als der Hunger mit seinem Gefolge von Krankheiten und Siechthum den Einzug hielt in das Oberland und ein tausendstimmiger Nothschrei wieder und immer wieder zum Himmel emporhallte, da nahm sich auch der „Tageskorrespondent“ der Leute im Gebirge an. Und er that es als die erste der größeren Zeitungen ringsumher, und in langen Aufrufen zu werththätiger Unterstützung und in wärmsten Worten trat er auf als Anwalt der Nothleidenden jener Gegenden, deren Armuth zu heben er ja schon lange bestrebt gewesen war, indem er für den vielberufenen Eisenbahnbau mit den gewichtigsten Gründen zu Felde gezogen war. Hätte man ein Jahr früher mit diesem Bau begonnen, so wäre Arbeit in Hülle und Fülle im Frühjahr, Sommer und Herbst vorhanden gewesen, keine Hand hätte gefehlt im Gebirge, wenigstens noch einmal soviel, als bei der Weberei und bei der ländlichen Tagewerkerei zu verdienen war, hätte jeder sich erwerben können, der nur Lust und Liebe zur Arbeit gehabt hätte. Man hatte aber die Nothwendigkeit und Dringlichkeit des Eisenbahnbaues nicht eingesehen und deshalb hatte es denn so kommen müssen. So versicherte der „Tageskorrespondent“, und er fand Gläubige genug, auch in den hartbedrängten Landestheilen selbst, — Gläubige und Abonnenen.

Daß der „Tageskorrespondent“ aber so früh und so laut die Trommel des öffentlichen Mitleids rührte, daran war nicht allein das gute Herz der Redaktion schuld. Eines Tages war der alte Herr Klose erschienen und hatte einen Artikel über die Noth im Gebirge zur Veröffentlichung vorgelegt. Aber auch der alte Herr Klose hatte nicht ganz aus eigenem Antriebe gehandelt, als er den Artikel schrieb. Er hatte eines Tages ein kleines, leise nach frischen Weilschen duftendes Brieflein erhalten, das also lautete:

„Lieber und verehrter Lehrer!

Zwei Fragen habe ich heut auf dem Herzen, um deren baldige Beantwortung ich Sie recht herzlich bitte. Ist es denn wirklich wahr, daß oben im Gebirge die armen Leute jetzt während des harten Winters in so furchtbarer Noth sind, daß sie frieren und hungern müssen? Oder daß manche sogar erfrieren und verhungern? Nicht wahr, das letztere ist gewiß übertrieben, es wäre zu schrecklich, wenn es wahr wäre! Und kann denn da garnicht geholfen werden? O, wie glücklich wäre ich, wenn ich wenigstens die Noth eines einzigen Menschen lindern könnte. Und glauben Sie nicht auch, liebster Herr Klose, daß es viele gute Menschen gibt, die helfen können und gewiß, ganz gewiß auch wollen? Nur wissen sie wahrscheinlich nicht, daß es Menschen gibt, die so Noth leiden, wie ich es auch nicht gewußt habe, bis es mir Hildegard Schneemann schrieb, die in Oberbergstadt bei dem Herrn Betriebsinspektor Lesser zu Besuch ist bis Weihnachten. Aber wie macht man nun am besten aller Welt bekannt, wie es da oben im Gebirge aussieht? Wenn Sie zu mir kommen wollten — nur auf einen Augenblick, ich will Sie gewiß nicht lange aufhalten — da würde ich Ihnen den Brief von Hildegard zeigen. Nicht wahr, Sie kommen? Ich habe Sie ohnehin schon wenigstens acht Tage nicht gesehen, und ich würde denken, Sie seien krank, wenn mir Papa nicht gesagt hätte, daß er Sie gesehen hat und daß Sie wieder gar so sehr viel arbeiten. Also auf baldiges, recht baldiges Wiedersehen und herzliche, herzliche Grüße von
Ihrer Ihnen innig ergebenen Wanda Alster.

Nachschrift. Wenn Sie Friz Lauter sehen, so bitte, grüßen Sie ihn von mir auch recht freundlich. Eigentlich sollte ich auf ihn recht böse sein, denn er ist erst ein einziges Mal bei uns gewesen, seit wenigstens zwei Jahren, und das war, Sie wissen es ja am besten, in der ersten Woche, nachdem er Redakteur geworden war. Ich habe ihn ausdrücklich eingeladen, er ist doch mein Jugendfreund und sollte sich immerhin um seine älteste Freundin etwas kümmern, und die gute Frau Doktor hat ihn auch eingeladen — sie hat jetzt großen Respekt vor ihm, seit er etwas Tüchtiges geworden ist, wie sie sagt. Verzeihen Sie die lange Nachschrift und lachen Sie mich deshalb nicht aus, bester Herr Klose, ich befinde mich wirklich in Aufregung wegen des Briefes von Hildegard Schneemann. Nun aber nochmals Adieu und auf Wiedersehen!“

Der alte Herr Klose hatte den in zierlichen, aber trotz aller Flüchtigkeit festen Zügen geschriebenen Brief kaum gelesen, so hatte er sich auch schon auf den Weg nach der Villa Alster begeben. Von der eben erst im Ausbruch begriffenen Hungersnoth im Gebirge hatte er schon gehört, aber nur dunkle, zweifelvolle Gerüchte waren nach P. gedrungen. Er sah den Nachrichten, welche der Brief der Tochter des Oberbauraths enthielt, daher mit Spannung entgegen. Und es war so, wie Wanda gefürchtet hatte; Hildegard Schneemanns Mittheilungen sahen garnicht aus wie Uebertreibungen — sie wiederholten nur mit möglichster Treue, was ein Freund des Betriebsinspektor Lesser, welcher als höherer Steuerbeamter viel mit dem Landvolke in Berührung kam, selber beobachtet und berichtet hatte.

Da war allerdings jeder Mensch zur Hülfleistung verpflichtet, soweit er nur immer zu helfen vermochte, und zu unverzüglicher Hülfleistung, denn hier war offenbar äußerste Gefahr im Verzuge.

Nun schmiedeten denn die beiden, der alte, welterfahrene Mann und das siebzehnjährige, lebensunkundige Mädchen, in seltener Uebereinstimmung eine ganze Menge Pläne, von denen einer nach dem andern in raschster Aufeinanderfolge zur Ausführung gelangte.

Herr Klose schrieb seinen von edelster Menschenliebe diktirten Artikel; Herr Alster empfahl dem Chefredakteur Schweder auf Antrieb seiner Tochter nicht nur die sofortige Aufnahme desselben, sondern er veranlaßte Schweder auch, einen zweiten Aufruf zur Einsendung von Unterstützungen an Geld, Heizmaterialien und Winterkleidungsstücken zu erlassen und sich im Namen der Redaktion zur Empfangnahme derselben bereit zu erklären; daraufhin wurde ein Hülfscomitè gegründet, zu dessen Vorsitzenden Alster erwählt wurde; ferner wurden Wohlthätigkeitskonzerte abgehalten; der alte Herr Klose hielt auf Wanda's Bitten mit größter Bereitwilligkeit, ja mit einer Art heiligen Eifers, einen Cyklus von drei Vorträgen über interessante literarhistorische Themata zum Besten der Nothleidenden im Gebirge, und Wanda sorgte dafür, daß die Billets, deren Preis sie selbst, zum großen Entsetzen des Vortragenden selbst, auf drei Mark ansetzte, in ihrem großen Bekannntekreise untergebracht wurden; ein Wohlthätigkeitsbazar wurde eröffnet — kurz, der ganze Apparat, mit dem die öffentliche Wohlthätigkeit in Szene zu gehen pflegt, wurde aufgeboten, und da er vom besten Willen geleitet wurde, so kamen denn auch in kurzer Zeit beinahe hunderttausend Mark baares Geld zusammen, und für nicht viel weniger wurden Kleidungsstücke, Kohlen, Holz und dergleichen beigegeben.

Selbstverständlich hatte auch Friz Lauter sein gutes Theil dazu beigetragen, daß die Flamme des allgemeinen Mitgeföhls durch den „Tageskorrespondenten“ unausgesetzt angezündet wurde. Fast alle Artikel über den Nothstand, mit Ausnahme des von Herrn Klose geschriebenen ersten und des von Schweder verfaßten Aufrufs, flossen aus seiner Feder; er stellte die Berichte der im Gebirge erscheinenden kleinen Lokalbätter zusammen, zog eigene Berichterstatter heran, indem er sich an die Ortsgeistlichen und die Schullehrer einer ganzen Reihe von Städten und Dörfern wandte und sie zur Einsendung von Schilderungen der Zustände in der von der Noth heimgejudten Gegend aufforderte, und ließ, so oft es nur immer ging, den Aufruf zur Unterstützung von neuem abdrucken. Eines Tages brachte er unter andern auch eine Nachricht, die große Sensation hervorrief. Die Unterstützungen, welche von P. ausgingen, waren einige Wochen regelmäßig der Ortsbehörde von Oberbergstadt, welches die größte Stadt in jenem Landestheile war, zur Vertheilung überliefert worden. Auf einmal kamen von verschiedenen Seiten zugleich Nachrichten, welche es außer Zweifel setzten, daß die guten Ober-

bergstädter nicht nur zunächst, sondern ausschließlich die Bewohner der Dörfer in der nächsten Umgebung ihrer Stadt bedachten und sich um die von der Noth viel härter bedrängten Weber und Bauern tiefer im Gebirge drin garnicht kümmerten. Diese Nachricht übergab Friz, dessen Zuverlässigkeit und Umsicht ihm in der Redaktion schon eine ziemlich selbständige Stellung errungen hatte, sofort der Deffentlichkeit mit dem Zusatz, daß es am besten sein würde, wenn das Hülfscomitè von P. selbst oder vertrauenswürdige Abgeordnete desselben sich in die nothleidende Gegend begeben und die Vertheilung der Unterstützungen in die eigne Hand nehmen würde.

Die Gemeindebehörde von Oberbergstadt versuchte sich zu vertheidigen, aber von dem Vorwurfe, die nöthige Umsicht und Unparteilichkeit außer Acht gelassen zu haben, vermochte sie sich nicht zu reinigen. Der Vorschlag des „Tageskorrespondenten“ fand daher Beifall, und das Hülfscomitè deputirte drei Herren, denen sich ebensoviele ältere Damen anschlossen, ins Gebirge. Kaum zwei Tage war die Deputation fort, so liefen ihre ersten Berichte ein. Sie lauteten trostlos. Die Noth war noch viel größer, als man vermuthet hatte, und viel größere Bevölkerungstheile waren davon ergriffen. Die bisher eingegangenen Unterstützungen, — die vom Hülfscomitè in P. gesammelten betragen mehr als die Hälfte alles dessen, was im ganzen Lande beigegeben worden war, — hatten gewirkt wie der Tropfen Wasser auf einem heißen Stein. Die Privatwohlthätigkeit mußte sich zu viel umfassenderen Leistungen aufraffen, als bisher, und die Deputation zur Vertheilung der Unterstützungen brauchte Succurs, vier, fünf — nein, wenigstens zehn, zwölf Personen noch mußten ihr helfen, wenn man in den nächsten Wochen alle von der Noth ereilten Dörfer im Gebirge besucht und den Nothleidenden einige Hülf gebracht haben wollte.

Man mußte es dem Hülfscomitè in P. lassen, — es that, was in seinen Kräften stand. Die Aufrufe in den Zeitungen, die Wohlthätigkeitskonzerte, Theatervorstellungen, Vorlesungen u. s. w. jagten einander, und für guten Besuch und respectable Einnahmeüberschüsse wurde immer gesorgt. Aber damit ließ man sich noch nicht genügen; Herr Alster stellte bei der Stadtbehörde einen Antrag auf Gewährung einer größeren Unterstützungssumme aus städtischen Mitteln, und sorgte durch brillante Reden, wie sie P. lange nicht mehr gehört hatte, in der Stadtverordnetenversammlung für die Annahme seines Antrags. Wanda Alster und Herr Klose waren auch auf einen neuen Gedanken gekommen, dessen Ausführung viel Geld zusammenbrachte. Sie schlugen vor, regelmäßige Wochenbeiträge zu zahlen, und Wanda ging mit leuchtendem Beispiele voran, indem sie fünf Sechstel ihres reich bemessenen Nadelgeldes zu opfern sich freudig bereit erklärte. Alle jungen Damen von P., die auch Nadel- oder Taschengeld erhielten, auf das zu verzichten sich lohnte, folgten nach, und den jungen Damen schlossen sich junge und alte Herren und schließlich ältere Damen in großer Zahl und gleicher Opferwilligkeit an. Auch die Landesregierung sah endlich die Nothwendigkeit ein, die Hülfquellen des Staates zur Hebung des Nothstandes zu öffnen, und so flossen denn Gelder und Unterstützungen aller Art in reichem Maße nach dem Gebirge, und die Deputation des Hülfscomitès von P., das sich in seiner Thätigkeit trefflich bewährte, hatte mehr als je alle Hände voll zu thun und rief lauter als zuvor nach persönlicher Beihülfe. Und auch diese wurde ihm zutheil; ein ganzes Duzend von Damen und Herren, die sich eines gesunden Körpers und energischen Willens bewußt waren und von dringenden Geschäften nicht belästigt wurden, gingen als Freiwillige nach Oberbergstadt, und unter diesen Freiwilligen befanden sich auch der alte Herr Klose, die Frau Doktor Winter und Wanda Alster.

Auch der „Tageskorrespondent“ that ein Uebriges. Er sendete einen Spezialberichterstatter ins Gebirge und kündigte tägliche Bülletins über den Fortgang der Unterstützungsthätigkeit an.

Dieser Spezialberichterstatter war der gewiegte Journalist Herr Prell, der schon in der ganzen Welt in gleicher Eigenschaft herumgekommen zu sein behauptete und mit der stolzen Versicherung abrief, er werde beweisen, daß er im höchsten Grade der Haupttugend eines reisenden Zeitungskorrespondenten theilhaft sei, jener fabelhaften Eigenschaft der Allgegenwart und Allwissenheit, wie sie nur die berühmtesten Kriegskorrespondenten der berühmtesten Weltblätter entwickelt hätten.

Er schien nicht zuviel behauptet zu haben — der Journalist oomme il faut. Vom ersten Tage seines Aufenthalts im Gebirge an hagelte es förmlich von Berichten auf die Redaktion des

„Tageskorrespondenten“ hernieder. Heute schrieb er aus dem einen Thalwinkel, von dem selbst landeskundige Einwohner von B. kaum jemals im Leben etwas gehört zu haben sich erinnerten,

den Kopf über diese ungeheure Thätigkeit seines Kollegen, und auch der Chefredakteur war erstaunt, aber nicht grade freudig erregt über Prells quantitativ enorme Leistungen.

Die Berichte zeigten nämlich eine merkwürdige Familienähnlichkeit mit einander und litten an einer Ueberschwengung von Mitleids- und Glendssphrasen, daß der allen Ergüssen zweckloser Schreiblust feindselige Rothstift des Chefredakteurs reichliche Arbeit fand. Gegen die thatsächlichen Mittheilungen des Kollegen Prell hatte die Redaktion weniger einzuwenden, dafür interessirten sich für diesen Theil seiner Thätigkeit Ortsbehörden und Privatleute im Gebirge umsomehr und suchten dieses ihr Interesse durch ganze große Kränze von Entgegnungen und Berichtigungen zu beweisen.

Endlich kam eine mit größter Sicherheit auftretende Nachricht, welche die außerordentliche Vielgeschäftigkeit des Herrn Prell in einem eigenthümlichen Lichte erscheinen ließ. In einem anonymen Schreiben wurde der löblichen Redaktion des „Tageskorrespondenten“ mitgetheilt, daß ihr Herr Spezialberichterstatler eine erstaunlich einfache Methode erfunden habe, um sich über die Verhältnisse und Vorgänge im Gebirge zu informieren: er reise nämlich unermüdet zwischen Oberbergstadt und der nächsten



Ein Riesentintenfisch. (Seite 263.)

morgen aus einem andern, der von dem ersteren fünfzehn Meilen und mehr entfernt lag. In zehn Tagen hatte er aus zehn verschiedenen Orten Berichte gesendet. Fritz Lauter schüttelte bedenklich

Eisenbahnstation vor Oberbergstadt hin und her und verbringe auf dieser Station Tage und Nächte mit Aneipen und Hazardspielen, ebenso wie er es in Oberbergstadt thue. (Fortsetzung folgt.)



Die Sternwarte des Benediktinerstifts Kremsmünster. (S. 264.)

Die deutschen Vor- und Taufnamen.

Von W. Wittich.

(Schluß.)

Beziehung auf das Volksganze, dem einer angehörte, wurde genommen durch Zusammensetzungen mit dem Worte Volk oder Thiuda, Theoda, Diet, was dasselbe bedeutet. Volkmar oder Dietmar ist gleich der im Volke Berühmte, Dietrich gleich der durch Reichtum unter dem Volke hervorleuchtet, oder dem viel Volke als Heerführer gehorsamt; Frod, Rod, Rud in Zusammenfügung bedeutet Lob und Ruhm, Megin, Meginin — Megin soviel wie Macht und Ansehen. Rat gleich Rath, Wohlberathenheit, und Hogu gleich Sinn, Gedanke, weisen auf das Gebiet des Verstandes, der natürlich auch seine anerkennende Werthschätzung fand.

Eine reiche Fülle von Namen läßt sich schon aus diesen wenigen angeführten Elementen zusammensetzen oder ableiten und dann wieder auflösen und erklären. Da ziehen sie vor unserm geistigen Auge vorüber, die Reden der Vorzeit, die Siegfried, Gunther, Dietrich, Hugi-dietrich, Wolf-dietrich, Rotherich, Rother, Walthar, Gundomar, Thiodolf, Wigolf, Guntram, Hildebrand und Hadubrand, Volkmar, Diethelm und wie sie alle heißen, und geben uns ein Bild, eine Ahnung von dem, was unsere Vorfahren waren in alterstgrauer Vorzeit.

Das eigenste, was der Mensch besitzt, das ist sein Name. An dem Laut desselben erwacht sein Bewußtsein, und wenn schon längst Gras über seinem Hügel wächst, so lebt das Andenken noch fort in seinem Namen. Je weiter wir in das Alterthum hinaufsteigen, um so zahlreicher und um so sinnvoller werden die Namen. Ihren Stolz wie ihre Sehnsucht, ihren Glauben und ihren Aberglauben, ihre ganze Lebensanschauung legen ursprüngliche Völker in ihren Namen. Und all' das spiegelt sich treulich wieder in den altgermanischen Personenbenennungen.

Auch der Glaube spielt seine Rolle bei unserm Gegenstand. Wenn auch nicht die Götternamen selbst den Menschen beigelegt wurden, so doch Zusammensetzungen, welche Beziehungen zu den „Ewigleibenden“ aussprechen, wie Frowin, d. i. der Freund des Gottes Fro, Godwin ist der Gottesfreund in allgemeiner; Dswald deutet auf Wfen, die Bezeichnung der Himmelsgötter, hin, und Alfred und Alberich hängen mit den Wfen oder Efen zusammen. In modernen Adreßbüchern kann man noch weitere Spur davon finden; so habe ich in verschiedenen den alten Sturmriesen Fasold angetroffen.

Thusnelde, den Namen der Gattin Armins, der die Schlacht im Teutoburger Walde gewann, erklärt Grimm als Thurfinhild, d. i. Riesentampf, und die Riesen, die in den meisten Religionen eine große Rolle spielen, sind in der Regel nichts anderes als Symbilber der rohen Naturgewalten, älteste Götter, die schon in heidnischer Zeit von mehr innerlich aufgefaßten Göttergestalten aus ihren Himmeln gestürzt wurden. Eine höhere Gesittung brachte edlere Götterpersönlichkeiten mit sich, und wenn die Römer später jede Tugend allegorisch zu einer persönlichen Gottheit erhoben, so ging freilich nach der andern Seite den Göttern immer mehr ihre Persönlichkeit verloren.

Bei Betrachtung dieser mit altheidnischer Religion zusammenhängenden Namen tragen wir nach, daß unsere Ueberschrift Taufnamen ihre Berechtigung wohl hat, indem die Taufe nichts spezifisch Christliches ist, sondern eine rechtlich-religiöse Ceremonie, bei der symbolisches Besprengen des zu Taufenden mit Wasser, eine Abwaschung, auch bei den alten Germanen stattfand. Auch waren den christlichen Raths entsprechende Taufzeugen dabei anwesend, deren Namen häufig dem Kinde beigelegt wurden, meist die des Oheims von mütterlicher Seite oder des Großvaters, welche besonderen Einfluß auf den jungen Erdenbürger erhielten. Auch kam es vor, daß man von zwei Namen je einen Bestandtheil nahm und diese zu einem neuen zusammensetzte, wie denn fast alle ältesten Namen zusammengesetzte waren, obgleich auch einstämmige, wie z. B. Karl u. a. m., sich finden. Wie frühe aber schon die Namen in ihrer Bedeutung nicht mehr verstanden wurden, beweist der Umstand, daß oft zwei solche zusammengesetzte Theile sich einander aufheben, wie z. B. in dem Mädchennamen Fredegund, d. i. Friede-Krieg oder Krieg-Friede!

Die letztbehandelte Gruppe von Namen bildet den passenden Uebergang zu der folgenden, welche aufkam, als ein neuer Glaube Mode wurde in Deutschlands Gauen. Als die alten Heiden-

götter dem christlichen Platz machen mußten und im Volksglauben zu Teufeln und Dämonen herabstanken, brachte man die neuen Namen, die den Täuflingen beigelegt wurden, in eine, dem Glauben nach, glück- und heilbringende Beziehung zu dem neuen Allvater oder irgendeiner Person seines Himmels, wobei das Buch der Bücher als Vorrathskammer von Namen benutzt wurde. Davon waren auch die Namen des alten Testaments nicht ausgenommen, wozu ein deutscher Namensforscher bemerkt:

„Es ist überhaupt ein tragikomischer Zug in unserer christlichen Kultur, daß wir den Juden all' ihre bedenklichen Geschichten, Sinnsprüche, Weisheitsregeln, das Beste ihrer Religion, ihre Namen, ihre Heiligen und sogar unsern Erlöser abborgten und sie zum Danke dafür immer schunden, hingen und brieten. Die Geschichten Dietrichs von Bern, Karls des Großen, Otto des Großen, von Christoph Schmid für die Jugend bearbeitet, würden mehr moralische Eindrücke hinterlassen, als die unmoralischen Geschichten von König Saul, David und Salomo. Die deutschen Kinder werden immer so erzogen, als wenn sie recht tüchtige Juden werden sollten. Sie müssen alle hebräischen Mythen auswendig lernen, doch von der deutschen Vorzeit hören sie nichts!“

Das bißchen Teutonismus wollen wir mit in den Kauf nehmen, das Wort hat ein Korn Wahrheit. Kirchliche, biblische und religiöse Namen, d. h. hebräisch-griechisch-lateinische, wurden massenhaft eingeschleppt. Am frühesten der Drachentöbter Georg, hinter dem der Deutsche so ein Stück Siegfried schmecken konnte, der ja auch Drachen getödtet hat; dann Johannes, wegen seiner privilegierten Stellung unter den zwölf Aposteln, als „der, den der Herr lieb hatte“. Am zahlreichsten hielten diese Fremdlinge ihren Einzug in der Zeit nach der Reformation, die Josef, Johann, Jakob, Matthias beginnen immer häufiger zu werden. Daneben gehen Neubildungen in ächter, deutscher Form, Traugott, Leberecht, Furchtegott und ähnliche mehr.

Bei größerer Völkerbewegung wanderten auch viele andere fremde Namen bei uns ein. Die Namen verdienter und berühmter Männer wurden begreiflicherweise um ihres ehrenvollen Klanges willen zunächst aufgenommen, wie man umgekehrt verhasste Namen nicht wohl gern seinem Kinde beilegen mochte: Nero hat es zwar zum Hundennamen gebracht, als Personennamen ist er wohl nicht häufig gebraucht worden, ebenso wenig Judas, wegen des verrätherischen, geldgierigen Judas Ischarioth, der Christus verrieth. Hier waltete nur, wie in anderen Dingen auch, übermächtig die Göttin Mode, die schon in alter Zeit eine große Rolle spielte. Wilhelm war im 12. Jahrhundert ein in Frankreich sehr beliebter Name; als ein Herzog von der Normandie auf den Einfall kam, seine gleichnamigen Gäste allemal an einen Tisch zusammensetzen, saßen an dem Wilhelmstisch 110 Personen, und da waren nur die Edlen, nicht aber ihre Leute mitplacirt. In der Zeit des Humanismus wurden große Namenanleihen bei den alten Griechen und Römern gemacht und es wimmelte in deutschen Gauen von Leuten, die Cäsar, Achilles, Scipio, von Mädchen, die Dorilis, Amaryllis und ähnlich hießen. In der Zeit der Vertwelschung Deutschlands, vom dreißigjährigen Krieg und weiterhin bis zu Goethe's Zeit, waren die durch den französischen Schmelztiegel gegangenen griechischen und lateinischen Namen besonders nobel. Da begegnen uns in Leben und Dichtung auf Schritt und Tritt die Horace, die Leander, ja auch ein Herr Alceste ist von da zu uns gewandert, den es sonst nie gegeben hat, da das Griechische, woher dieses Monstrum stammen soll, nur den Frauennamen Alkestis kennt! So gehen mit Ueberkultur allemal Sprachverderberei und Sprachbarbarei Hand in Hand. Hier war eben die deutsche Gründlichkeit in die Brüche gegangen, wie ich schon einmal bei den Fremdwörtern zu zeigen Gelegenheit hatte. Im Gegensatz zu diesen vornehmen Herrschaften finden wir als Bezeichnungen für den „gemeinen Mann“ Namen wie Hinz und Kunz, die Abfälschungen von Heinrich und Konrad, und Scherzbildungen wie Stax und May; diese an Schimpfnamen grenzenden Benennungen waren für den Böbel da, für den jene zu gut waren! In manchen Dichtungen steigt denn auch nicht selten ein solcher feiner, patshulidustender Leander von seinen Höhen herab, um einem guten dummen Stax Hörner auf-

zusehen oder ein andres gebranntes Herzleid anzuthun, und — wunderbar zu sagen! — die Dichter und ihr Publikum finden das allerliebste, drollig!

Noch wunderbarer aber ist, daß das Volk auch selbst gemeint hat, die Namen zerfielen in Klassen, von denen gewisse für es unzugänglich, wenigstens nicht schicklich seien. So sträubte sich ein dem Verfasser befreundeter Familienvater, seinen Neugeborenen Walthar zu nennen, weil dieser Name „zu vornehm“ sei! Der Junge heißt nun Karl, als ob dieser Name, den Kaiser und Könige getragen, weniger „vornehm“ wäre! Bei jenem vorgeschlagenen Namen hat sich nun einmal das Volk eingebildet, weil er nicht so weit verbreitet ist, wie der andere, er müsse etwas Kaveres, Edleres sein, und alle Einwendungen des Verfassers, daß derzeit die Sprache noch Gemeingut aller sei, wie die Luft und der Sonne Licht, fruchteten nicht das Geringste!

Wir wollen nun zum Schluß gestehen, daß wir immer eine rechte Freude und Lust an alten deutschen Namen gehabt haben, aber wir achten auch die schönen, bedeutsamen Fremdnamen. Ein deutsches Kind und ein deutscher Name ist für uns ebenso wenig ein Widerspruch, wie ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts und ein altgermanischer Name. Wie einer heißt, ist gleichgiltig, wenn er seinem Namen nur Ehre macht, er braucht

ihn nur zur Wahrheit zu machen, da die Namen fast alle eine gute, ehrende Bedeutung haben bei allen Völkern, wenn nicht grade, wie bei den Neuseeländern, die Sitte herrscht, dem Kinde den Namen eines Vogels, eines Flusses, eines Eilandes oder von sonst einem Naturgegenstand beizulegen.

Und nun noch zum Schluß eine Bemerkung über die Zahl der Namen, welche eine Person trägt. Das Natürlichste und Ursprünglichste ist, nur einen Namen für eine Person zu geben. Von dem Familiennamen soll hier garnicht die Rede sein, das wäre ein ganzes Kapitel für sich. Nichtsdestoweniger legte man aber später einem Täufling oft mehrere Namen bei, besonders war dies bei gekrönten Häuptern der Fall, die dafür eigentliche Familiennamen nie führen. Ein spanischer Infant, der 1794 geboren ward, bekam nicht weniger als vierundfünfzig Taufnamen. Diese Sitte (oder Unsitte?) fand nun auch Eingang in bürgerliche Kreise und rief landesherrliche Verordnungen hervor, welche eine gewisse Grenze für die Zahl der Taufnamen festsetzte; so erlaubte die Magdeburger Kirchenordnung vom Jahre 1685 nur zwei derselben.

Wiewohl der Stoff hiermit noch keineswegs erschöpft ist, nehmen wir für heute Abschied vom freundlichen Leser, vielleicht auf Wiedersehen auf diesem Gebiet!

Die Urgeschichte der Menschheit.

Von Dr. A. Prowe.

Der Wissenstrieb läßt die Menschen nimmer ruhen. Alles möchte der sterbliche Geist erkennen; zumal in der Jugend gleicht die Sehnsucht nach allumfassendem Wissen geradezu dem körperlichen Gefühl des Durstes und heißt daher auch wirklich Wissensdurst. Derselbe kann bis zur Krankhaftigkeit gesteigert werden und führt dann, wie jede Uebertreibung, zum Uebel. Denn er erstreckt sich nicht nur auf die gesammte Welt der Erscheinungen, sondern es sucht noch hinter den sichtbaren Dingen die rastlos schweifende Einbildung ein geheimes Leben und malt sich leichtgetäuscht eine eigene freierfindende Welt von Schemen aus. — Auch die unbekannte Zukunft möchte der Mensch durchdringen und auf diese widersinnige Wißbegier ist von jeher eine Reihe der seltsamsten Täuschungen gegründet worden, die sogar staatliche Anerkennung fanden und z. B. bei den Römern allen Ernstes zu religiös-politischen Institutionen Anlaß gaben.

Nicht minder verlangend richtet sich in die ferne Vergangenheit der träumerisch forschende Blick. Da jedoch besonders muß man sich vor dem lustigen Spiel betrügerlicher Hypothesen hüten und den ganzen strengen Ernst der Wissenschaft bewahren. Es ist so verlockend, schnellfertige Schlüsse zu bauen, die ermüdende Arbeit des angestrengten Suchens abzukürzen und als vollsicheren Besitz anzunehmen, was kaum erst halb verbürgt ist. Aber der nie rastende Verstand untersucht jede schwache Begründung von neuem und findet die mangelhaften Seiten eines scheinbar wohlgeschickten stolzen Gebäudes bald heraus. Nur Schritt für Schritt darf man vorgehen. Zu klein ist der Vorrath zuverlässiger Urkunden vor aller Schrift und sehr gering daher die Anzahl wissenschaftlicher Wahrheiten, welche sich auf die Urzeit unseres Geschlechts und seines irdischen Wohnballs beziehen.

Wir wollen die hierüber augenblicklich geltenden Ansichten unseren Lesern in nachfolgender Zusammenstellung vorführen.

Das allgemein bei den alten Völkern — nicht nur in der Bibel — uns aufgerollte Gemälde eines paradisiischen Zustandes im Anbeginn der Menschheit darf, verständig aufgefaßt, nicht für ganz unrichtig gelten. Eine Vergleichung mit den sogenannten Wilden lehrt nämlich, daß geregelte Arbeit, ermüdendes Denken, maßvolle Selbstbeherrschung nichts uns Angeborenes ist. Im Gegentheil glaubt die Mehrzahl der heutigen Forscher annehmen zu müssen, daß der Urmench nach Art der baumdurchkletternden Vierhänder unbekleidet auf geflochtenen Zweigen, in leichtverwebten Astnestern lebte, von Früchten genährt und in kleinen Familien sorglos zusammenhängend; wahrscheinlich noch sprachlos. Denn es gibt Gründe, welche uns anzunehmen zwingen, daß die Rassen, im Großen genommen, sich schon getheilt hatten, ehe die Sprache erfunden war. Demnach könnte die Sprache kein ursprünglicher Artunterschied heißen, nicht das charakteristische Kennzeichen der Menschheit sein. Der aufrechte Gang erleichtert die-

jenigen Kehlkopfoperationen, die das artikulierte Sprechen hervorbringen; darum sagt man, vermögen die gefiederten Zweifüßler allein unter den Thieren dem ungefederten Zweibein nachzusprechen, d. h. gegliederte Laute zu erzeugen. Der aufrechte Gang des Menschen, sagt man ferner, wäre nur etwas späterhin Erlerntes, nichts Angeborenes. Auch die Liebe zu Glanz und Puz theilt der Mensch mit den Vögeln; sie erscheint also dem unbefangenen Blick ebenjowenig wie Gang und Sprache als das unterscheidende Merkmal des Menschengeschlechts. Der englische Reisende Wallace hat uns wunderbare Schilderungen von reizend geschmückten Luftlauben der Paradiesvögel entworfen. Die Künste des Nesterbauens, Webens und Mörtelns, wird der vorurtheilsfreie Beobachter sagen, sind im Vergleich mit den rohen Zuständen botanischer Laubhütten gerade so gut wie die Zellen der Bienen und die Wunderbauten der Termiten dem Kunstsinne der Urmenschen weit überlegen. Auch darf man sie nicht, nach einer etwas plumpen Auffassungsweise, für Neußerungen eines dumpfen Instinkts erklären, die Fertiger solcher Kunstwerke nur als aufgezogene Uhrwerke ansehen. Hiergegen spricht schon logisch der Begriff des Kunstvermögens; denn auch der menschliche Künstler hat einen dunklen Drang in seiner Seele, das vorgeahnte Werk, einem innerlich geschauten Zweck entsprechend, ideal, d. h. allseits vollkommen zu gestalten. Diesen dunklen Zweck nun fühlt auch das künstelnde, schmückende, schaffende Thier in seiner Seele vorweg, sucht ihn in die sichtbare Wirklichkeit hinaus mit dem gegebenen Stoffe darstellend auszuführen, zu erfüllen. Auch ist noch keineswegs erwiesen, daß die kunstbegabten Thiergeschlechter sich seit Anbeginn der Schöpfung nie verbessert, ihre Thätigkeit nie vervollkommen hätten. Im Gegentheil fand man Entwicklungen der Ameisenarten, die geradezu an menschlichen Fortschritt erinnern. Hierher rechnen wir nicht nur die, wie Darwin nachgewiesen, allmählich erst entstandene Institution der Sklaverei bei gewissen Spezies, sondern auch die durch einen seiner stillbegeisterten Nachfolger in Italien entdeckte Kunst einiger dortigen Ameisengattungen, ihr geerntetes Getreide zu mälen, d. h. die Angewöhnung derselben, ihre eingesammelten Körner zu entkeimen und durch Dörren zur Zuckergährung zu bringen; nicht minder — wenn auch umgekehrt aufzufassen — gehört hierher die dem veränderten Klima angemessene Abgewöhnung des Honigsammelns bei den australischen Bienen u. dgl. m. Ueberhaupt muß man von vornherein Verdacht hegen, wenn sich Stimmen gegen die Gleichstellung des Thier- und Menschengeistes erheben. Der Rassenhochmuth ist gemeinhin Ursache solcher Bekämpfung des einfach Gegebenen: nämlich der Annahme, daß die Geschlechter der nährenden Erde im Urkeim gleich sein müssen. Widerjacher dieses uranfänglichen Grundgedankens haben auch oft noch andere, noch dunklere Gründe zum Vorkommen eines

so einfachen Gemeinplatzes, den die Alten sorglos als selbstverständliches Denkgesetz hinnahmen. Man fürchtet für die „Grundwahrheiten der Religion“, wenn die Menschenseele für nichts Besseres als die thierische erklärt werden soll. Nun! darauf antwortet schon der frömmste aller christlich germanischen Dichter, Klopstock, in seiner Frühlingsfeier.

Dem Grade, nicht der Art nach, verschieden sind Menschengesicht und Thiergehirn. Durch die einzige, graduell gesteigerte, Höherentwicklung des, in seiner Urbeschaffenheit gleichartigen, Denkens hat der Mensch sich über die anderen dumpfen Geschlechter der kinderreichen Erde zu erheben gewußt. Seine Intelligenz fing aber sehr bescheiden an: Beweis die Njam-Njam! Im Busen des eigenen Körpers erst offenbart sich der zum Selbstbewußtsein aufsteigende Mensch zuvörderst unserm forschenden Blick als ein vom anderen Säuger- und Vogelgeschlecht verschiedenes warmblütiges Wirbelthier; als eine höhere Spezies der Gattung homo, zu der ein unbefangener Denker wie Linné auch die Affen bekanntlich rechnete; — zugleich mithin als denkende Abart der Gattung, als homo sapiens.

Ja, die Sucht, den eigenen Körper mit fremdartigen Sachen zu puken, ist, soweit wir bis jetzt wissen und sehen, dem Menschen allein gegeben. Dies Thun nämlich setzt voraus eine Unterscheidungsfähigkeit des eigenen Ich, wie sie nur der händebegabte Zweibein allein sich erworben hat. Unendlich langsam war natürlich der Fortschritt bis zum wirklichen Selbstbewußtsein — von jenem ersten Anfange an, da der Mensch seinen Körper als Gegenstand für seine Seelenthätigkeit gleichsam objektivirte, d. h. wie etwas Fremdes förmlich von sich selbst ablöste. Gemacht aber war der Anfang durch den ersten Schritt des Behängens mit anderen Dingen, des Tätowirens, des Durchbohrens der Lippen, Ohren, Nase. Dies Alles nun setzt wieder voraus die Uebung im Gebrauche von Werkzeugen, mit denen gleichsam spielend, sich zuerst der Mensch den eigenen Körper zu stechen und zu schaben gelernt haben mag.

Der Gebrauch von Werkzeugen konnte bisher bei keinem der menschenähnlichen Affen, geschweige denn bei irgend einem anderen Thiere, nachgewiesen werden. Nun beruht aber alles künstliche Wirken der greifenden Menschenhand zu allererst auf diesem allein endgültig das Menschengeschöpf von anderen Wesen unterscheidenden Merkmal seiner Gattung, dem Gebrauche von Werkzeugen. Wo immer daher z. B. mit Steinen zerklopfte Mark- oder Röhrenknochen gefunden werden, vermuthen wir die Existenz des Menschen; wo Feuersteine in Messerform auftreten, kann man gleichfalls schwer an ein Naturspiel glauben; wo aber gar gebrannte oder auch nur an der Sonne gehärtete Thonscherben liegen: ist die Anwesenheit von Menschen unbezweifelbar.

So sind wir denn beim ersten Punkte unserer Betrachtungen angelangt.

Gebrannte Scherben sind kein Naturgewächs, wie noch vor 400 Jahren allgemein von den ausgegrabenen Urnen geglaubt ward. Versteinerte Knochen sind ebensowenig als die nach Voltaire von Pilgern auf hohe Berge verschleppten Muscheln zu-

fälligkeiten. Selbst Leonardo da Vinci war schon klüger und gründete die Paläontologie oder Urzeitkunde durch seine verständige Erklärung der Petrefakten.

Wenn aber lehre nur die Geschichte der Erde und ihrer pflanzlichen wie thierischen Urbewohner enthüllen, da noch kein versteineter Mensch in unbestreitbar sicherer Urlicht gefunden ist, so offenbart sich der eigentliche Urmensch uns in den steinernen oder versteinerten Resten seiner Existenzmittel.

Von diesen urgeschichtlichen Funden also wollen wir reden.

Es sind: 1. die Topfscherben oder auch ganze Gefäße; 2. die Steinwerkzeuge; 3. die Mahlzeitspuren und -Reste.

Tief unter dem Nilschlamm Aegyptens finden sich Scherben in einer Schicht desselben, die auf ein Alter des Menschengeschlechts von Jahrzehntausenden hinweist. Längst ist man diesen und ähnlichen Weissthümern gegenüber zu der festen Annahme gelangt, daß die Jahre der biblischen Urzeitrechnung nicht mit unserer jetzigen Zählweise zu vergleichen sind. Die Geschichte der Menschheit ist nach Graf Adolf Schacks poetischer Fassung „Jahrhundertausende“ alt.

Hierauf leiten auch ganz andere Betrachtungen hin.

Dies Jahrhundert hat Wissenschaften geboren, von denen die früheren Jahrhunderte nichts geahnt: vor allem die Vergleichung der Sprachen und Mythen. Aus ihr aber hat sich endlich nun die jüngste Wissenschaft der Völkerpsychologie entwickelt, welche die gesammte Geisteswelt des Menschthums zu umschreiben sucht. Wie jung auch immer das ganze Gebiet dieser gelehrten Sammelwissenschaften sein mag, die geradezu unzählbare Masse Mitarbeiter hat ihnen zu einem ungeheuren Aufschwung verholfen. Die ruhigste Betrachtung aller bis jetzt gesammelten Ergebnisse zwingt dazu, von unserem Geschlecht eine Dauer vorauszusetzen, die weit alle bisherigen Schätzungen überragt und sich den Riesenzahlen altindischer Zeitrechnung nähert.

Beispielsweise lehrt die Sprachgeschichte, daß Abänderungen, wie Jakob Grimm sie entdeckt und „Lautverschiebung“ genannt hat, allein schon immer nach vielen Jahrhunderten erst sich vollziehen. Nimmt man nun an, daß die s. g. indogermanischen Sprachen ihre Veränderungen, die weit durchgreifender sind, in verhältnismäßiger Zeit vollbracht haben, so führt auch diese Annahme wieder auf Jahrzehntausende, wie der Fund ägyptischer Thonscherben und die Steinwerkzeuge s. g. vorjüngstlicher Schichten oder die dänischen Rjöckermöddings, d. h. Röhrgemüll, zusammengebackene Reste von Mahlzeiten der Urmenning, mit Spuren von Thieren, die jetzt in Europa ausgestorben sind. Beispielsweise findet man Austernschalen auf dem Festlande der Ostseeeprovinzen, obwohl die allzu salzarme Ostsee keine Austern mehr nährt. Dieselben entstammen demnach muthmaßlich einer Zeit, da die Ostsee noch mit dem Weißen Meer zusammenhing. Nun aber hebt sich die ganze finnisch-standinavische Platte so langsam, daß auch diese Ausrechnung wieder auf ein Alter der menschlichen Ostseebewohner führt, welches weit in die Jahrtausende rückwärts reicht.

(Schluß folgt.)

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Wie ein Schiffer nach einer gefährvollen Fahrt mitten im weiten Ozean ein kleines, grünes Eiland begrüßt, an dessen Gestaden er sein Fahrzeug ankern läßt, um sich endlich einmal einen Tag der Ruhe zu gönnen, — mit demselben frohen Gefühle schlug ich gestern hier meine Wohnung auf. Von meinem Fenster aus begrüße ich den ruhig dahinströmenden Fluß mit seinen waldigen Ufern. Ein liebliches Bild, das sich da vor meine Augen stellt, und ein Hauch der Freiheit zieht durch meine kranke Brust. Mir ist nun vieles wohler, als in der letzten Woche. — Ich hoffe, nicht mehr so schrecklich zu träumen, wie in der vorigen Nacht. — Alles Furchterliche, was sich eine Fieberphantasie nur zusammenreimen kann, hatte sich in diesen kurzen Traum hineingedrängt. Ich will die Erinnerung durch Beschäftigung endlich zu tödten suchen.

Mein lieber Vater! Du fragst mich, aus Besorgniß mißtrauend, ob es denn wirklich die Thätigkeit meines Berufs allein

gewesen sei, die meinen sonst so gesunden Körper untergraben? — Ich habe darauf nur ein einfaches Ja. Nichts mehr, nichts weniger. Soll ich noch einmal die jüngste Vergangenheit schildern? — Laß mich schweigen, mein lieber Vater, laß mich vergehen und laß mich der Ruhe genießen! — Ich habe gelernt, viel gelernt; mein Auge ist geschärft, mein Urtheil ist tiefer geworden.

Ob ich nach Berlin zu meinem Berufe zurückkehre? — Wenn mich nicht die Noth zurückdrängt, dann: Nein! — Ich habe einen Plan, den ich aber noch nicht entdecken will. Man muß nicht zu früh aus der Schule plaudern; das ist Art der Schwäzer, nicht der Männer. — Fürchte nicht für meine Zukunft! Solange ich selbst das Steuer nicht verloren, ist keine Noth! — Bruder Gustav ist schon seit vier Wochen in der Lehre! Es freut mich, zu hören, daß er mit Fleiß bei der Arbeit ist. Ein jeder Arbeiter, der seines Geschäftes Herr ist, verdient die

Achtung, die keinen Unterschied der Arbeit kennt und nur nach Gesinnung und Fleiß fragt. Gustav ist ein offener Kopf. Er wird bei einiger Aufmunterung schon zu einer achtungswerthen Stellung emporsteigen. — Ach, bloße Wissenschaft macht den Menschen nicht aus! Das sehe ich täglich mehr ein und beifere mich auch, die Vollkommenheit des Herzens zu erlangen. —

Aus dem Tagebuch.

Mein neuer Stundenplan ist fertig. Früh morgens mit den Hühnern verlasse ich mein Lager, nehme in einem Nachbarhaus meine Milch ein, mache dann einen kleinen Spaziergang und kehre zurück, um mich mit meinen sehr vernachlässigten Wissenschaften zu beschäftigen. Mittags bin ich dann ziemlich erschöpft, eine längere Ruhe und eine weniger anstrengende Arbeit ist eine naturnothwendige Forderung. Während in Berlin um diese Stunde erst das richtige Leben beginnt, treibt es mich hier schon zum Schlaf. Ich fühle, daß diese veränderte Lebensweise auf mein Gemüth besonders wohlthuend einwirkt. Ich bin poetischer seit einigen Tagen, seitdem neue Empfindungen den traurigen Eindruck der letzten Erlebnisse verscheucht haben. Oft, ja mehr als zu oft, denke ich trotzdem noch nach Berlin zurück, und wenn ich glaube, recht fern zu sein, bin ich mit meinen Gedanken bei Luise Bürger oder bei dem ehemaligen Heldentenor. Dann werde ich wieder traurig und komme mir selbst recht elend vor.

Die freie Zeit, die ich mir sparsam gönne, benutze ich meist zu Spaziergängen nach Sanssouci und anderen sehenswerthen Plätzen. Da Potsdam an Wochentagen eine gradezu todte Stadt ist, so stört mich niemand in meinen Betrachtungen. Auf einer einsam gelegenen Bank, von einem lauschigen Plätzchen aus, hänge ich meinen Träumereien nach, dicke zuweilen auch einige Verse und versuche, meinen Gedanken lauten Ausdruck zu geben. Ich habe mich nicht an die Etiquette einer lästigen Welt zu kehren, und lebte so recht angenehme Tage, wenn nicht zuweilen die Zukunft wie ein schwarzes Gespenst auf mich loschritte und meinen Frohsinn verjagte. — Dann ist es jedesmal aus mit meinem Stilleben, an die Stelle der beschaulichen Lyrik tritt die geharnischte Dramatik, und mehr gezerzt als selbststrebend, greife ich zu meinen Büchern, die mir aus dem Dienst der Sklaverei zur Flucht verhelfen sollen. Ein freundlicher alter Herr, ein Doktor, der in unserm Hause wohnt, hat mir seine Bibliothek zur Verfügung gestellt, und darin ist soviel schweres Geschütz, daß es für meinen Geist ein rechtes Labfal ist, damit eine Zeitlang arbeiten und die Beschränktheit des lieben Hirnlastens bombardiren zu dürfen. Mein Tisch ist mit Folianten belagert, und ich hätte nur einen Wunsch: ohne Unterbrechung, tagaus, tagein, mit diesen Zeugen menschlichen Strebens und Wissens thätig verkehren zu können. Leider aber bin ich nur ein Mensch, und obendrein ein recht armseliger, kranker Mensch, und mein Kopf und meine Brust mahnen mich oft mehr als eindringlich an diese Erkenntniß des Ich. „Du anmaßender Geißel,“ spricht die Stimme in mir, „der du aus deinem winzigen Stüdt Unglück einen Berg zusammenbläst, denke an die Unglücklichen in den Gassen, in den Dachstuben der Hauptstadt! — Sahst du nicht selbst die wahre Gestalt des Elends? — Und du? — Bist du nicht ein Glücklicher unter jenen allen? Geh, und prahle nicht mit eingebildetem Unglück!“ —

Thuerster Seele! Zu dem beifolgenden Bündel, das verschiedene Aufsätze von meiner Hand enthält, will ich nur noch einige Bemerkungen machen. Vermeide jede Rücksicht, die man sonst einem Freunde zuwendet, und sei ein recht strenger Kritikus. Nur so lerne ich, und lerne Dich noch höher schätzen. Wo Du einen Schnitzer findest, da markire; wo Du mich auf falschen Wegen findest, da halte inne und bebede mich des Irrthums; in einem Worte: Laß nichts durch Deine Finger gleiten, was nicht Deinen Beifall hat. — Unter den Manuskripten befindet sich ein Aufsatz über Religion und Glauben. Ich habe mit vieler Lust dieses Thema behandelt und glaube, damit eine Deiner Lieblingsbetrachtungen getroffen zu haben, in der Du ganz besonders sattelfest bist. Bisher hielt ich, trotz Deines öfteren Mahnens und Hinweises, das Erörtern dieser Fragen für wenig fruchtbringend, ja eine Art von Scheu empfand ich, wenn zufällig das Gespräch sich darauf richtete, aber jetzt habe ich eingesehen, daß man vor allem darauf bedacht sein muß, über die Grundfragen sich ins reine zu setzen, ehe man sich mit den Konsequenzen aus denselben beschäftigt. Gründlichkeit und Klarheit, sagte immer einer meiner Lehrer, wenn wir in der Mathematik

Seiltänzersprünge machten, und Du bist ganz der Mann, hier aus voller Seele beizustimmen und zu rufen: Endlich also doch! — Ja endlich, mein Thuerster, bin ich auch in diesem Punkte auf Deiner Seite, und ich will Dir nicht verheimlichen, wie ich dazu gekommen bin. Meine Wirthin, Frau Sander, eine intelligente, recht belebte Person, fragte mich am vorigen Sonntag-Vormittag, ob ich zur Kirche ginge. Ich sagte ihr, daß es nun wohl zwei Jahre her sein möchten, seitdem ich eine Orgel gehört, daß ich im übrigen aber auch nicht den geringsten Trieb besäße, mir in der Kirche etwas erzählen zu lassen, was ich weit schöner und besser bei mir zuhause mit Ruhe und Andacht in mich aufnehmen könnte. — Frau Sander ließ sich durch diese Antwort nicht befriedigen, sondern fügte hinzu: Sie sind doch kein Atheist? — Ein Zweifler bin ich, verzehe ich, kein Atheist. Mein Glaube geht durch die Pforte des Wissens und meine Seligkeit ist Ausfluß meines Verstandes. — Sie nickte darauf, nahm ihr Gesangbuch und wünschte mir einen guten Morgen. — Am Montag früh, als ich inmitten meiner Bücher saß, suchte sie mich auf, und nach einigen unwichtigen Redensarten brachte sie das Gespräch auf den „Glauben“. Sie erzählte mir, daß sie vor Jahren in Dresden bei einem Gelehrten gedient habe, der auch ein Gottesleugner gewesen und sich öfters, wenn die Gelegenheit sich geboten, bemüht habe, sie der Kirche abtrünnig zu machen. Das sei zwar nicht möglich gewesen, habe jedoch bewirkt, daß sie sich eifriger in der heiligen Schrift umgesehen und so ihren ererbten Glauben getränkt und gestärkt habe. Dafür wisse sie dem Gelehrten noch heute Dank. — Da ihre ganze Redeart und die Art, wie sie über den Gelehrten sprach, meine Opposition herausforderte, so enthüllte ich ihr meine Ansichten mit sanftem Eifer, sodaß Frau Sander über meine Suada überrascht war und gestand, ich hätte eigentlich das Zeug zu einem guten Pfarrer, für den wäre ich nun freilich leider verloren, denn ich sei ein höchst ungläubiger Mensch.

Fast kein Tag vergeht mehr, an dem nicht Frau Sander mit mir religiöse Betrachtungen pflegt. Sie ist eifrige Zuhörerin, wirft mir wohl eine oder die andre Bibelstelle ein, aber sie bleibt beim Alten, wie so ziemlich alle Frauen, indem sie kopfschüttelnd sagt: „Das ist alles recht schön und richtig. Sie sind ein recht kluger Mensch, aber — ich glaube es doch nicht. Ihre Ansichten sind vermessend!“ —

Während ich heute wieder auf meinem gewohnten Platze im Parke saß und in mein Notizbuch einige Gedankenpanee einzeichnete, bemerkte ich auf einmal in meiner Nähe einen kleinen Knaben. Seine Kleidung ließ mich vermuthen, daß es das Kind eines vornehmen Mannes sei. Er sah mich forschend an und näherte sich mir mit stolzer Miene. „Was machst du hier?“ fragte er mich. „Ich schreibe,“ sagte ich lächelnd. — „Was schreibst du?“ fragte er weiter. „Das verstehst du noch nicht, mein Lieber,“ entgegnete ich im vorigen Tone. — „Warum sagst du, du?“ zu mir? — „Weil du noch ein Kind bist!“ — „Mein Lehrer und alle Menschen müssen aber Sie sagen, sie müssen es und ich will es so,“ setzte der Knabe sein Zwiegespräch mit mir fort, indem er eine befehlshaberische Geberde machte. — „Ich bin nicht dein Lehrer,“ versetzte ich unangenehm berührt, „und werde auch noch lange nicht Sie zu dir sagen, du kleiner Mensch!“ — „Du mußt es, hörst du? — Du mußt es, und ich werde es Herrn von Orten sagen, daß er es dich lehrt!“ — „Schön,“ rief ich, „geh hin und laß dir von Herrn von Orten für deine Unart eine tüchtige Lektion geben.“ — Das Büschchen ging. Der kleine Zwischenfall begann mir jetzt Vergnügen zu bereiten, denn ich war neugierig, den Hofmeister des kleinen, hochfahrenden Prinzen persönlich kennen zu lernen. — Nach einigen Augenblicken sah ich eine Person die Allee heraufkommen und sich auf mich zu bewegen. Bei mir angelangt, begrüßte mich der sorgfältig frisirte und geleckte Herr mit einer flüchtigen Handbewegung und begann, mich mit den ausgewähltesten Redensarten über meine angebliche Angezogenheit gegen den Prinzen K zur Rede zu stellen. — Ich lächelte zuerst und versetzte dann ziemlich kurz: „Der Schlingel verdient wegen seiner Angezogenheit eine Züchtigung, ob er Prinz ist oder nicht. Daß man artigen Kindern nicht schlimm begegnet, ist selbstverständlich, und das sollten Sie als Gouverneur doch wohl am besten begreifen.“ — „Sie sind hier Gast im Parke!“ rief das hochfahrende Individuum zornig. „Er sind ungezogen und mit der Etiquette völlig im unklaren!“ Er murmelte noch etwas von Achtung für hochgestellte Personen und dergleichen, und da ich kein Ende in dieser Angelegenheit vorausjah, so brach ich mit den Worten ab: „Mit Menschen,

die die Aufgabe der Jugendberziehung so verstehen, pflege ich keinen Umgang; ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“ — „Der Park wird Ihnen künftig verschlossen sein,“ hörte ich hinter mir herrufen, während ich langsam und gemessen von dannen schritt. — Unterwegs kreuzte ein alter Herr meinen Weg, den ich schon öfter auf meinen Spaziergängen getroffen und mit dem es sich gut und freimütig sprechen ließ. Ich erzählte ihm von der kleinen Komödie, worauf er mir sehr ernst erwiderte: „Ja, ja, das nennen sie Erziehung, wenn sie ein paar gelehrten Kammerdienerseelen die jungen Menschen zur Unterweisung übergeben und dieselben nach der leidigen Tradition großsäugeln lassen. Man kabbuckelt vor den kleinen Kerlen, spricht mit ihnen, als wären sie erwachsene Menschen, und schießt ihnen mit dem erwachsenen Bewußtsein die Ueberzeugung ein, daß sie von besserem Holze, als andere Menschen. Dazwischen konversirt man in verschiedenen

fremden Sprachen, übt sie in der peinlichen Befolgung der Umgangsformen und übertüncht die Leere des Verstandes durch Nüchternheit von einigen Wissenschaften, die vielfach nach der Tradition des Hauses zugeschnitten sein müssen. Von der wirklichen Welt sehen diese Kinder soviel fast wie nichts. Sie schauen alles aus der Vogelperspektive. Noth und Drangsale der Welt, die Bedürfnisse des Volkes sind für sie unbekannt. Sie kennen vielleicht deren Namen, aber damit ist auch der Born des Wissens erschöpft. Die Weltgeschichte gibt uns die schlagendsten Beweise solcher Erziehungsverkehrtheiten.“ — Der alte Herr erzählte mir noch lange, was er in dieser Beziehung auf dem Herzen hatte, und ich schied von ihm mit dem Bewußtsein, daß, wo die Mittel sind, nicht immer auch die rechte Einsicht Einkehr gehalten habe. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Fortschritte der Technik. (Alle Rechte vorbehalten.)

Von G. W. Fabian, Ingenieur in Frankfurt am Main.

I. Die Verwerthung der Wasserkräfte.

B. Erforderliche Maschinen und Apparate.

2. Apparate zur Umsehung mechanischer Arbeit in Wärme.

Wir haben gesehen, wie auf verhältnismäßig einfache Weise sich mechanische Arbeit in Elektrizität, durch das Zwischenglied von elektrodynamischen Maschinen, umsetzen läßt; es ist nun klar, daß für einzelne Fälle, beispielsweise für den Betrieb von landwirtschaftlichen und Feldarbeiten, es zweckmäßiger sein kann, den elektrischen Strom wiederum direkt in mechanische Arbeit umzusetzen, anstatt sich noch des weiteren Zwischengliedes, der Wärme, resp. der Dampferzeugung, zu bedienen, auch für die Erzeugung des elektrischen Lichtes in isolierten Brennern wird man dieses Zwischengliedes besser entbehren.

Nur da, wo es sich um die gemeinschaftliche Speisung der Bedürfnisse der motorischen Kraft, der Wärme und des Lichtes zc. für große Kooperationsgebiete, d. i. für ganze Städte resp. Stadttheile, centralistisch organisierte Landwirtschaftsbetriebe u. s. w. handelt, wird das universale Zwischenglied des Dampfes zur richtigen Anwendung und Ausnutzung gelangen. Die richtige Auswahl der einzelnen Arten der Nutzbarmachung der Wasserkräfte muß natürlich immer der Praxis überlassen bleiben, indem die Art der Wasserkräfte, ob centralistisch oder mehr differenziert gestaltet, sowie die Art der erforderlichen Leistungen in gleicher Weise hier den Ausschlag geben.

Ziemehr indessen das Centralisationsprinzip, sowohl bezüglich der räumlichen Akkumulation, wie bezüglich der verschiedenen Arten von Dienstleistungen durchgeführt werden kann, desto größer werden die ökonomischen und auch die mit diesen notwendig verbundenen hygienischen Vortheile, von mannichfachen anderen hier ganz abgesehen. Es ist demnach leicht begreiflich, daß wir in vernünftig centralistisch organisierten Industrie- und Landwirtschaftsbetrieben, das sozial-ökonomische Ideal auf Grund physikalisch-mathematischer Einsicht erkennen, dieser und nicht der auf dem Systeme der Differentiation beruhenden Produktion und Agrikultur unser Hauptaugenmerk zuwenden; demnach auch mehr dem universalen Umsehungsmittel, dem Dampfe, unsere Aufmerksamkeit schenken, als der nur für isolierte Bedürfnisse zweckmäßigen Umsehung des hier durch die motorischen Wasserkräfte erzeugten elektrischen Stromes in mechanische Arbeit.

Wie wir schon einmal Gelegenheit hatten zu bemerken, berühren uns die event. sozialen Konsequenzen hier nicht; wenn diese zur Zeit fast nicht als die erfreulichsten gelten können, so sind wir einsichtsvoll genug, um das rein äußerliche und Zufällige von dem Innern und Nothwendigen zur Unterscheidung zu bringen und ausgehend von der Erkenntnis, daß die inneren und wesentlichen Entwicklungsgründe der Produktion im Großen und Ganzen, trotz aller event. momentanen Gegenströmungen, die leitenden sind und bleiben, und das bei der Zunahme solcher inneren Entwicklungsmerkmale auch Formen der Organisation und Nutznießung gefunden werden müssen, die sich denselben voll und ganz, mit Ausschluß des Widersinnes, anschließen.

Wenn Centralisation und kooperative Arbeit an sich „Steigerung der Produktivkraft der Arbeit“ bedeuten, so muß nach den Gesetzen der Einheit aller Natur- und Weltprozesse, mit Einschluß derjenigen der menschlichen Handlungen, dieser Satz logischer- und gerechtermaßen auch auf das Individuum in zutreffender Weise seine Wirkung äußern.

Zumehrin wird es auch von Werth sein, die direktere Verwerthung der Wasserkräfte hier in einer Einschaltung kurz zu erläutern. Wir benutzen hierfür das Beispiel eines elektrischen Pfluges, wie derselbe u. a. in Frankreich zur Anwendung gelangte. Zur Rechten und Linken eines Feldes werden zwei Gramme'sche Maschinen aufgestellt, die dadurch, daß sie auf vierräderige Wagen (Pflug-Haspel) gesetzt sind, bewegt werden können. Diese Haspel rollen auf einer Trommel ein Drahtseil auf und ziehen damit einen Pflug mit vier Scharen, wovon

jedoch bloß zwei gleichzeitig funktionieren. Ist der Pflug bei der einen Haspel angekommen, so wird dieser festgestellt; man setzt dann den anderen Haspel in Bewegung und der Pflug zieht neue Furchen in entgegengesetzter Richtung. Jeder dieser Haspel wird durch zwei Gramme'sche Maschinen bewegt, welche den Strom von zwei anderen ähnlichen Maschinen erhalten, die am Orte der Turbinenanlage zc. sich befinden; sind keine Wasserkräfte vorhanden, so kann natürlich auch Dampfkraft zur Anwendung kommen. Mittels eines Kommutators kann man nach Belieben den rechten oder linken Haspel in Drehung versetzen. Die vierräderigen Wagen lassen sich in analoger Weise bewegen; es genügt zwei Räder einzurücken und die Bewegung der Gramme'schen Maschinen setzt nicht mehr die Haspel, sondern die Räder des Wagens in Drehung. In gleicher Weise werden die Wagen nach jedem Gange des Pfluges verstellt und neue Furchen neben den vorhergehenden gezogen. Ebenso werden noch durch den gleichen Vorgang die Wagen am Morgen auf das zu bearbeitende Feld und am Abend unter ein Schuttdach geführt. Derartige Versuche theilt u. a. Alfred Maudet in der von Prof. Carl herausgegebenen Zeitschrift für angewandte Elektrizitätslehre mit, 1879 Bd. I. Nr. 9. Hier ist der linke Haspel in Thätigkeit und anstatt der Wasserkraft ist es hier die Dampfkraft mit diesbezüglicher Aufstellung im Fabrikgebäude, welche den elektrischen Strom erzeugt. Die elektrische Eisenbahn funktioniert in ähnlicher Weise wie der elektrische Pflughaspel; so lassen sich natürlich auch durch Kombinationen mit landwirtschaftlichen Maschinen mehr oder weniger alle Feldarbeiten betreiben; man kann sich demnach inmitten eines großen Feldes einen gemeinschaftlichen Betriebsmotor aufgestellt denken, der durch das Mittel des elektrischen Stromes seine Bewegungen auf entsprechende Entfernungen zu nutzbaren Arbeitsvollrichtungen transmittirt.

Mit Rücksicht auf die Verwerthung der Wasserkräfte wird man derartige Centralpunkte dorthin verlegen, wo sich diese befinden; selbstverständlich kann es sich jedoch bei derartig centralisirten Landwirtschaftsbetrieben nur um eine Ergänzung der Dampf- durch Wasserkraft handeln, da dieselben nicht überall und vertheilt existiren.

Es kann hier nicht als Aufgabe betrachtet werden, das Landwirtschaftswesen der Zukunft nach dem Principe einer vernünftigen Centralisation nach allen seinen Seiten hin klar zu legen, wir werden dazu vielleicht später einmal kommen; doch so viel dürfte schon aus diesen Andeutungen hervorgehen, daß eine derartige Lösung nicht nur möglich, sondern auch mit ganz gewaltigen ökonomischen Vortheilen verknüpft sein muß; insbesondere werden dieselben auch noch aus den centralistisch gestalteten landwirtschaftlichen Gebäuden und dem hierdurch bewirkten Umschwung der dortselbst stattfindenden Arbeiten hervorgehen. Außerdem werden die Gebäude und Anlagen, verglichen mit denjenigen des differenzierten Deconomie-systems, ganz erhebliche Verbesserungen in architektonischer und hygienischer Beziehung wahrnehmen lassen. Durch den vollendeten Maschinenbetrieb, der, wie schon früher erläutert, an sich das Prinzip der Centralisation ausdrückt, werden die rohen mechanischen Arbeitsleistungen mehr und mehr von Mensch und Thier zur Ablösung kommen und diese werden, ihrer inneren Natur entsprechend, immer mehr nach der ästhetischen und intellektuellen Seite hin zur Entwicklung geführt. Die gesammte Kultur wird einen neuen und lebendigen Aufschwung nehmen zu immer größerer Blüthe und Vollendung. Es ist keine Frage, daß nach den hier angedeuteten Gesichtspunkten die Dörfer und Gebäude der Landwirtschaft, die zwar dann mehr großen und stattlichen Fabrikanlagen in ihrem Äußeren gleichen werden, auch der Wohlthaten einer gemeinsamen Centralheizung, Ent- und Bewässerung, Beleuchtung u. s. w. theilhaftig zu werden vermögen; es wird dann auch das Paradoxon schwinden, daß der ländliche Aufenthalt trotz seiner ursprünglichen Vorzüge, dem großstädtischen gegenüber, wie es zur Zeit meistens der Fall ist, der ungesündere ist. Zwecks Umsehung der Wasserkräfte in Wärme ließe es sich denken, daß man auf die Heizflächen großer Dampfkessel eine Reihe kolossaler elektrischer Brenner resp. Kerzen einwirken ließe, um so den Dampf zu erzeugen. Natürlich wäre auf eine möglichst vollständige und gleichmäßige Mittheilung der strahlenden Wärme auf den Kessel zu achten, welches sich aber durch zweckentsprechende Mantel-

konstruktionen, die Kerzen und Kessel einzuhüllen hätten, sowie durch geeignete Führung der heißen Gase und der erhitzten Luft wohl bewerkstelligt ließe.

Einfacher und ergiebiger dürfte sich aber die Heizung der Kessel bewerkstelligen lassen durch Feuerungsanlagen für die Zerlegungsprodukte des Wassers, welche Zerlegung durch Einwirkung des elektrischen Stromes auf Wasser erfolgen kann. (Schluß folgt.)

Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Trautl.

(Fortsetzung.)

Kehren wir zu den Versuchen zurück, welche von fast allen seefahrenden Nationen gemacht worden sind, um die nordwestliche Durchfahrt zu suchen. Eine im Jahre 1743 in London erlassene Parlamentsakte, bestimmte dem ersten, welcher auf nordwestlichem Wege in den Großen Ozean gelangte, zwanzig tausend Pfund Sterling, sowie dem ersten Schiffe, welches den Nordpol kreuzte, fünf tausend Pfund Sterling. Hierzu fügte der Prinzregent 1819 noch Preise von fünf bis fünfzehn tausend Pfund Sterling. Die nächste dadurch hervorgerufene Expedition bestand aus vier Schiffen; Trent und Dorothea unter Kapitän Buchan, Alexander und Isabella unter Kapitän Kof. Buchan gelangte bis unter 80° 32', Kof bis 77° 40' nördlicher Breite. Parr, welcher 1820 und 1822 dieselbe Tour machte und bis unter 113° 46' westlicher Länge gelangte, erhielt den vom Parlament ausgesetzten ersten Preis. Er entdeckte die Amsterinsel. Kapitän Sabine gelangte 1822 von Spitzbergen (eine Inselgruppe im Eismeer zwischen dem 75° und 80° nördlicher Breite) bis zum 81° und 1823 von Grönland aus bis zum 83° nördlicher Breite.

Schon an der von Buchan geleiteten Expedition hatte ein junger Mann theilgenommen, dessen Beruf auf die späteren Nordpolexpeditionen von wesentlichem Einfluß war und dessen Schicksal fast die ganze Menschheit bewegte. Dieser junge Mann war John Franklin (geboren zu Spitzbü 1786), der nach einem abenteuerlichen Seemannsleben im Auftrage der englischen Regierung gleichzeitig mit Kapitän Parr eine Landreise von der Hudsonsbay zur Mündung des Kupfermineralsflusses unternahm, wobei er eine reiche wissenschaftliche Ausbeute machte. 1822 unternahm er eine nördliche Forschungsreise und kam bis nach Kap Turnagain, gerieth aber in Lebensgefahr und wäre nicht nach England zurückgekehrt, wenn nicht mitleidige Eskimos ihn gerettet hätten. Zum Marine-Postkapitän ernannt, erhielt er 1825 von der englischen Regierung die Aufgabe, nordwestlich zu steuern und die Beringsstraße zu erreichen zu suchen. Am 18. August 1827 war er bis zu 70° 30' nördlicher Breite und 150° westlicher Länge vorgebrungen, als die vorgerückte Jahreszeit und Eisberge ihn nöthigten, umzukehren. Er hatte nach dieser Reise die Befriedigung, in zwei Ausgaben und fünf Bänden dem Publikum eine Fülle von schätzbarem Material zur Bereicherung der geographischen Wissenschaft und der Ansichten über den Erdmagnetismus vorzulegen. Die Regierung lohnte seine Verdienste mit der erblichen Ritterwürde. Erst fünfzehn Jahre später betrat er wieder das gefährliche Gebiet der Entdeckungen, und zwar sowohl in Folge einer Aufgabe der londoner Societät der Wissenschaften, wie der mächtigen staatlichen Unterstützung. Am 19. Mai 1845 reiste er ab, war am 4. Juli bei den Walfischinseln, am 26. Juli in der Melvillebay und wurde von jetzt ab nicht mehr gesehen. Man blieb drei Jahre ohne Nachricht von ihm und wurde im höchsten Grade besorgt um sein Schicksal.

Franklins Gattin betrieb die Ausrüstung der ersten Aufsuchungsexpedition, welche 1848 unter Moore und Kof abging; gleichzeitig unternahmen Richardson und Dr. Rae eine Landreise durch Nordamerika bis in die unwirthbaren Regionen der Eskimos.

Eine zweite Expedition lief 1849 sowohl von der Baffinsbay als von der Beringsstraße aus, 1850 eine dritte unter John Kof, und eine vierte von dem amerikanischen Kaufmann Grinnel ausgerüstete.

Zur selben Zeit sandte die Frau des verschollenen Franklin den Kapitän Forsyth mit einem Schiffe zur Nachforschung aus. Sowohl diese als alle ihre folgenden Unternehmungen bis 1854 blieben ohne allen Erfolg. Erst im letztgenannten Jahre erfuhr der unermüdete, für die Wissenschaft und für Franklins Geschick gleich lebhaft sich interessirende Dr. Rae auf einer Landreise von Eskimos, daß einige Jahre früher etwa vierzig weiße Männer durch Mangel an Nahrung und Uddach umgekommen seien. Einige Wochen darnach fand Dr. Rae an der grönländischen Küste dreißig Leichname und fünf auf einer kleinen, nahe am Strande liegenden Insel. Da er diese Leichname an Kleiderstücken und anderen Zeichen als europäische erkannte, von den Eskimos auch Theile von Kompassen, Gewehren, Fernrohren, silberne Löffel, Gabeln u. s. w. erhielt, so setzte sich bei ihm die Ansicht fest, daß Franklin mit seinen Gefährten umgekommen sei. Spätere, nicht einseitig zur Aufsuchung Franklins, sondern auch zur weiteren Verfolgung seiner früheren Entdeckungen unternommene Expeditionen nach der Polarregion, worunter die Landreisen von Draze und Simpson 1837 bis 1839 vom Eisap bis zur Mündung des Kastor- und Bolluxflusses, die Seereisen von McClure und Belchers, 1850 bis 1852, welche die hohe Wahrscheinlichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt und die Gewiß-

heit ergaben, daß das Polarmeer über 80 Grad nördlicher Breite eisfrei, namentlich hervorzuheben sind, ergaben in Bezug auf Franklin nur das Resultat, daß er vermuthlich im Jahre 1846 am Kap Rusey Lager gehalten habe. Die Lady Franklin schöppte aus den ihr durch die letzten Forschungsreisen gewordenen Mittheilungen die Hoffnung, daß entweder ihr Gemahl oder doch einige seiner Gefährten noch am Leben sein könnten. Sie wendete sich mit der Bitte um anderweite Ausrüstung einer Erforschungsexpedition an die englische Regierung; diese erkannte jedoch ein solches Unternehmen als ein hoffnungsloses, und die Dame, deren Herz den letzten Trost nicht aufgeben mochte, rüstete nun auf eigene Kosten das Schraubendampfschiff „Fox“ zu einer Expedition aus, welche Kapitän McClintock befehligte. Mitte 1857 ging das Schiff nach den Eisregionen ab. Kapitän McClintock, dem der Lieutenant Hobson guten Beistand leistete, durchsuchte nicht nur die Wasserregionen, wobei er schwimmende Eisberge von einer Meile Umfang und 250 Fuß Höhe mit tunnelartigen Durchfahrten von 100 Fuß Breite, 50 Fuß Höhe und 80 Fuß Spannung antraf, sondern ließ auch durch Hobson das Land der Eskimos genau durchforschen.

Die Eskimos, deren Name von dem bei ihnen beliebten Essen roher Fische abgeleitet ist, bewohnen das ganze arktische Amerika, haben große, runde Köpfe, breites Gesicht mit oden Backen und hervorragenden Backenknochen, schwarze, lange und straffe Haare, schlaffes Fleisch, dicken Kumpf, dünne Beine und kleine Hände und Füße. Die größten sind fünf und einen halben Fuß hoch. Ihre kupferfarbige, ins Schwärzliche Gelbe spielende Haut troht stets von Schmutz und Fischthran. Die nördlichen Stämme, welche in Lederbooten (Kajaks) fahren, wohnen, wie die indianischen Bewohner der Hudsonsbaykompanie in Erdhütten und verzehren fast nur rohe Fische, Fischthran und Seehundfleisch; die südlichen Stämme, deren Boote ausgehöhlte Baumstämme bilden, finden mehr Pelzthiere vor. Gegen eiserne Geräthe und andere wirtschaftliche Artikel tauschen sie Seehundsfelle, Eisbärenfelle und Thran aus. Obgleich sie Todfeinde der die Hudsonsbayländer bewohnenden Indianer sind, so thun sie doch andern Menschen, namentlich Europäern, nie etwas zu leide. Wie sie ihre Familienfreitigkeiten durch Gesangsduelle schlichten, haben wir schon oben angedeutet. Auch Hobson erkannte sie als durchaus gutmüthige Menschen, welche gewiß alles würden aufgeboren haben, um Franklins Schaar zu retten, wenn dies in ihrer Macht gestanden hätte. (Fortsetzung folgt.)

Ein Riesentintenfisch. In Nr. 8 des vorigen Jahrgangs hat bereits die „Neue Welt“ ihren Lesern durch Wort und Bild einige Exemplare der unter dem Namen Tintenfisch bekannten, der Gattung der Cephalopoden angehörigen Thierspezies vorgeführt und deren Charaktereigenschaften beschrieben. Heute zeigt die Illustration auf Seite 256 ein zu derselben Gattung gehörendes Thier, welches am 22. September 1877 während eines heftigen Sturmes in der Nähe von Catilina in Neufundland ans Land geworfen und dann vom new-yorker Aquarium angekauft wurde. Sein Körper ist drei Meter lang und hat einen Umfang von beinahe 2,30 Meter. Von den zehn Armen, die mit ungefähr 2000 Saugnäpfen von 1 Zoll Durchmesser besetzt sind, haben zwei eine Länge von 9 Meter 38 Centimeter und 19 Centimeter Durchmesser an der dicksten Stelle. Die Augen haben einen Durchmesser von 19 Centimeter; die am Ende des Thieres befindliche Schwanzflosse hat eine Breite von ca. 1 Meter. Als man das Thier ans Land zog, lebte es noch und hatte eine dunkelrothe Farbe, es verendete jedoch bald darauf und wurde an Armen und Körper weiß. In Anbetracht der Dimensionen dieses Thieres ist es denn auch erklärlich, wenn in den Zeitungen von ihm die sonderbarsten Beschreibungen zu lesen sind. So wollen Mitglieder der Rettungsstation von Sandy Hook (Bereinigte Staaten) ein solches Ungeheuer von 300 Fuß Länge beobachtet haben. Die Stirn desselben wird viereckig und bald zwei, bald drei Fuß lang geschildert, die Augen schwarz und je acht Zoll im Durchschnitt messend. Diese Angaben sind wohl als übertrieben zu betrachten, gleichwohl kann als feststehend angesehen werden, daß diese Thiere an Größe und Gefährlichkeit zu den schlimmsten Meeresungeheuern gehören. Von einem bei Vandiemensland gesehenen Cephalopoden (Kopffüßler) wird gesagt, daß sein Körper Lehnlichkeit mit einer Tomme gehabt und man seine Arme sich schlangenartig auf dem Wasser windend gesehen habe. Die Mannschaft der französischen Korvette „Albatron“ kämpfte 1861 im Dezember mit einem solchen Ungethüm, dessen Länge auf 20 Fuß und dessen Gewicht auf 4000 Pfund geschätzt wurde. Es entkam, nachdem es einige Glieder eingebüßt hatte. Am 26. Oktober 1863 trafen zwei Fischer in der Concepcion-Bay bei Great-Bell-Insel mit einem riesigen Kopffüßler zusammen und hatten Gelegenheit, ihn in der Nähe zu betrachten. Zwei Arme, welche das Ungeheuer ins Boot streckte, wurden abgehauen, jeder davon war neunzehn Fuß lang. Der Körper des Cephalopoden ist rund, die Augen groß, von starrem Ausdrück, die Arme, von denen bei einigen Exemplaren zwei länger als die übrigen sind, von bedeutender Länge, mit schlangenartiger Erscheinung und Bewegung. Bei seiner Bewegung im Wasser bringt das Thier die Arme in eine Linie, um so geringeren Widerstand zu finden. Interessant ist die Schilderung des Kampfes mit einem Riesentintenfisch, den kürzlich ein Taucher der englischen Kolonialregierung in dem Bette des Monneflusses bei Velsaft, Kolonie Victoria, zu bestehen hatte. Er erzählt, daß er mit einemmale von etwas festgehalten worden sei und daß er schließlich als Ursache einen riesigen Tintenfisch wahrgenommen,

der mit einem seiner Füße seinen Arm gleich einer Boa Constrictor umschlungen, und zwar mit solcher Gewalt, daß er geglaubt habe, seine Hand würde in Stücke gerissen. Daß das Gefühl schrecklich gewesen ist, glauben wir dem Erzähler recht gern. Befreien konnte er sich aus dieser nichts weniger als angenehmen Umarmung erst, nachdem er mit einer Eisenstange den Fuß resp. Arm des Ungeheuers in Stücke geschlagen hatte. Ein Stück des Thieres brachte er mit an die Oberfläche, es maß acht Fuß übers Kreuz. Der Taucher ist der Meinung, daß das Thier im Stande sei, fünf bis sechs Männer festzuhalten. — Nach den Beobachtungen und Mittheilungen über diese fürchterlichen Geschöpfe dürfte einiges Licht über die Schauererzählungen und Märchen von der Seeschlange gewonnen sein; jedenfalls ist der Beweis geliefert, daß diese nicht allein das Produkt der menschlichen Phantasie gewesen sind.

Die Sternwarte des Benediktinerstifts Kremsmünster. (Bild Seite 257.) Unser Bild stellt die elfhundertjährige Kulturstätte Deutschlands vor. Kremsmünster hat durch all die wechselreichen Zeiten tren an seiner schönen Mission festgehalten; es hat mit rastlosem Fleiß den Boden urbar gemacht, es hat an dem edlen Werke der Erziehung der Jugend in selbstloser Weise durch Jahrhunderte mit glänzendem Erfolge gearbeitet. Statt, wie die überwiegende Mehrzahl der Mönche, aus dem Verband der Menschheit sich loszulösen und sich blindlings dem Dienst der Kirche zu widmen, haben die Jünger des „heiligen“ Benedikt es verstanden, sich mit der profanen Welt auf einem für beide Theile vortheilhaftem Fuß zu erhalten. Ihre Ordensregel schreibt ihnen nicht nur Gebet und gute Werke, sondern auch Arbeit vor. Sie haben weder gearbeitet unter den germanischen Barbaren als emsige Förderer des deutschen Urwaldbodens und als Lehrer und Bittner des deutschen Volkes. Wo immer Benediktiner sich niederließen, da sank der Urwald unter den Streichen ihrer Axt und verwandelte sich rasch die Wildnis in Ackergrund, Wiesen, Gärten und Weinberge. Sie sind die Vorläufer der modernen landwirtschaftlichen Vereine, denn schon in den ältesten Zeiten waren ihre wohlbebauten Klostergründe wahre Mustergrüter und Versuchsstationen, von denen aus sich allmählich durch die Macht des Beispiels die besseren Kulturmethoden in weitere Kreise verbreiteten. Was sie im Mittelalter in ihren Zellen als fleißige Chronisten, als Bewahrer der aus den Stürmen der Völkerwanderung geretteten geistigen Schätze des klassischen Alterthums, als Forscher auf dem Gebiete der Wissenschaften geleistet, wie sie die Kirchenmusik, die Architektur, die Dichtkunst gepflegt, die Miniaturmalerei auf den alten Pergamentrollen zur Kunst entwickelt haben, das weiß jeder, der das rege Thun und Treiben in den Mauern der Benediktinerklöster von St. Gallen, St. Blasien, Fulda und Corvei kennt. Sie alle aber übertrifft an Ruhm und Alter das Stift Kremsmünster im alten Traungau ob der Enns. Die Klostergeschichte von Kremsmünster ist — so könnte man fast sagen — die Kulturgeschichte von Süddeutschland. Zwischen der Enns, dem Hausrückwalde, dem Attersee und der Donau dehnte sich der Traungau aus, welcher wie das ganze Land vom Jahre 765 bis 778 unter der Herrschaft des bayrischen Herzogs Thassilo II. stand. Die Enns bildete die Grenze zwischen Bayern und dem Reiche der wilden Avaren. Wo jetzt lachende Fluren, von fruchtbaren Obstbäumen umsäumt, das Auge erfreuen, wo nun Städte und Dörfer liegen, in ihren Mauern fleißige Bürger und tüchtige Landwirthe bergend, wo jetzt das Dampfroß mit schrillumem Pfiff die Ebene durchheilt im Dienste des nimmerastenden Weltverkehrs und nur die Trümmer verfallener Schlösser auf steilen Hügeln an vergangene Zeiten gemahnen, waren vor elf Jahrhunderten noch dichte Wälder, noch ungefüge die Menschen, in ihren Sitten kaum gebändigt durch die neue Lehre, welche von den alten Bischofsitzen Vorch und Passau in diese Gegenden getragen wurde. Die Bayernfürsten Dilo und Thassilo haben im Lande mehrere Klöster gegründet und reich ausgestattet. Diese Stiftungen aber übertraf jene des Münsters an der Enns, welches zum Andenken an Gunther, Thassilo's jungen Sohn, der auf der Hochjagd durch einen Eber tödtlich verwundet wurde, im Jahre 777 erstand. In wahrhaft reizender Gegend liegt das Kloster auf einem Hügel oberhalb des gleichnamigen Marktfledens am linken Ufer des Kremsflusses (Oberösterreich). Von der Höhe aus, auf welcher der gewaltige Komplex der Klostergebäude mit der imposanten Sternwarte weithin die Gegend beherrscht, erblickt das Auge das liebliche Kremsthal mit seinen üppigen Fluren, aus denen die weißen Bauernhöfe traulich hervorschauen; walddgekrönte Vorberge vermitteln den erhabenen Hintergrund der Alpenkette, die mit ihren bläulich schimmernden Konturen das schöne Landschaftsbild harmonisch abschließt. Ein wackerer Menschenschlag bewohnt diese Gegend; des Landmannes unverdrossener Fleiß hat Wiese und Acker wohlbestellt, und zur Sommerzeit wogen die Getreideselber in reichem Segen. Die Stiftung Thassilo's sah schon das mächtige Walten der Frankenkönige,

sie erzeugte sich der segensreichen Schöpfungen Karls des Großen, unter der Herrschaft der Agilolfinger wuchs sie empor zu immer größerem Ansehen im Lande ob der Enns. Bei den verheerenden Zügen der Ungarn im Anfange des neunten Jahrhunderts theilte auch das Kloster die traurigen Schicksalschläge der Ostmark; dem Kaiser Heinrich den Zweiten dankte das verwüstete Haus seine Wiederherstellung. Es sah die gewaltige Bewegung der Kreuzzüge, das Blühen des Ritterthums in den sang- und dichtungreichen Zeiten der Hohenstaufen. Der friedlichen Regierung des Babenbergers Leopold, des Glorreichen, der das Stift aus der Gewalt der Schirnböge befreit hatte, folgten trübe Zeiten; Schaaren von Mongolen und Tataren verheerten das Land, viele Jahre voll Bervirrung und Elend brachen herein. Auch die Jahre des Schreckens überwand das Stift, mit Rudolph von Habsburg traten bessere Zustände ein. Jahre kamen und gingen und mit ihnen das eiserne Zeitalter der Reformation. Kremsmünster, dessen Verdienste nach mehreren Richtungen, wie schon oben angedeutet, nicht bestritten werden sollen, war bis zur Zeit der Reformation in der Hauptsache eine Stätte stiller, friedlicher Gelehrsamkeit, aber es wurde von da ab das Arsenal der konfessionellen Kämpfe und hat in sehr entscheidendem Maße auf den Charakter seiner Bauern eingewirkt. Gerade als die frommen Patres die Blüthezeit des beschränkten Unterthanenverständes gekommen wähnten, brachen die blutigen Bauernkriege aus. Im Juni 1626 beherbergte das Kloster als unfreiwilligen Gast den mächtigen Bauernführer Stephan Fadinger. Auch die Drangsale des dreißigjährigen Krieges blieben Kremsmünster nicht erspart. Dem unseligen Bruderzwist folgte die Türkeninvasion und der spanische Erbfolgekrieg. Unter Karl VI. schienen bessere Zeiten zu kommen und durch die pragmatische Sanction der Friede und der Thronbesitz für seine Tochter Maria Theresia gesichert. Leider war es nur eitel Schein. Erst mit ihrem großen Sohne Joseph kamen die ersehnten Jahre der Erholung, welche die tief eingreifenden Reformen dieses guten Regenten förderten. Wohl hat er den Besitz und die Macht Kremsmünsters geschmälert, dafür aber seine Bewohner ihrem wahren Berufe, der Lehrthätigkeit, wiedergegeben. Unser Jahrhundert brachte Kremsmünster neben verschiedenen elementaren Bedrängnissen auch die feindlichen Einfälle der Franzosen, welche in seiner Schatzkammer und Bibliothek gehörig ausräumten. Die Einschränkungen des kirchlichen Einflusses hat die Benediktiner in die Reihen der Opposition getrieben und auf dem politischen Schachbrett, Verfassungs- oder Kulturkampf genannt, stehen ihre Aelte, die Landtagsmarschälle sind, immer links. Aber auch ihre Schulen stehen auf der Höhe der Zeit und verfügen über vorzügliche Lehrkräfte. Halten sie doch traditionell die Fahne der Bildung und Aufklärung hoch, und waren sie doch Musteranstalten schon zu Zeiten, da der Staat noch das Unterrichtswesen nach engherziger Schablone regulirte. Beweis dafür, daß Männer wie Anastasius Grün (Graf Auersperg) und Grillparzer ihren Elementarunterricht in Benediktiner Schulen genossen. So ist das alte Münster an der Enns, fest und unwandelbar in allen Stürmen der Zeiten, am 18. August 1877 in ungebrochener Kraft an die Schwelle des zwölften Jahrhunderts seines Bestehens gelangt. Da es den Sturm und Drang des Jahres 1848 mit maßvoller Haltung abgewehrt und seine Institutionen den modernen Vorschriften anbequem hat, so kann es getrost noch mancher Sekularfeier entgegensehen.

Dr. R. I.

Weibliche Professoren. Wenn in der gegenwärtigen Zeit irgendwo einmal ein weibliches Wesen zum Doktor promovirt oder wohl gar den Professorentitel erwirbt, so wird das als etwas ganz Selbstames in die Welt hinausposaunt und die Freunde der vielbekämpften und wenig begriffenen Frauenemanzipation thun sich auf den „Kulturfortschritt“ etwas zugute. So machte neulich die Notiz durch die Zeitungen die Kunde: „Fräulein Ida Brown, im Staate Maine in America gebürtig, ist zum Professor der Mathematik an der Wellesley-Universität ernannt worden.“ Als ob nicht schon vor hundert Jahren und früher Frauen akademische Würden erlangt hätten. Agnesi, Maria Gaetana, belleidete von 1750—1752 die Stelle eines Professors der Mathematik an der Universität zu Bologna; die 1741 geborne Angelika Kauffmann erhielt von der Akademie zu London die Würde einer Professorin der Malerei. Die Universität Halle ernannte die Dorothea Christine Leporin zur Doktorin der Medizin, und dieselbe praktizirte auch bis zu ihrem 1762 erfolgten Tode. Im Jahre 1807 bestand Regina Sophia v. Sybold das medizinische Examen und von der Universität zu Gießen ward ihr das Ehrendiplom als Doktor der Geburtshülfe erteilt; ebenso wurde Charlotte Heiland im Jahre 1817 zum Doctor medicinae ernannt. — Es ist also keineswegs eine großartige „Erungenschaft der Neuzeit“, wenn heutzutage hie und da eine Universität Frauen zum Studium zuläßt und denselben, wenn sie etwas Tüchtiges gelernt, akademische Würden erteilt.

-2-

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. . . . (Fortsetzung). — Die deutschen Vor- und Taufnamen, von W. Wittich (Schluß). — Die Urgeschichte der Menschheit, von Dr. A. Browe. — Irrfahrten, von L. Rosenberg (Fortsetzung). — Die Fortschritte der Technik, von F. W. Fabian. I. Die Verwerthung der Wasserkräfte. B. Erforderliche Maschinen und Apparate (2. Apparate zur Umkehrung mechanischer Arbeit in Wärme). — Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet. Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Trausil (Fortsetzung). — Ein Mesentintenfisch (mit Illustration). — Die Sternwarte des Benediktinerklosters Kremsmünster. — Weibliche Professoren.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.